

# Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

 | KRÜGER

CECELIA AHERN

# Postscript

Was ich dir  
noch sagen  
möchte

Roman

Aus dem Englischen  
von Christine Strüh

 | KRÜGER



Erschienen bei FISCHER Krüger

Die Originalausgabe erschien 2019  
unter dem Titel »Postscript« bei HarperCollins, London  
© 2019 Cecelia Ahern

Für die deutschsprachige Ausgabe:  
© 2019 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,  
D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-8105-3067-7

# Prolog

*Greif nach den Sternen,  
einen davon wirst du bestimmt erwischen.*

Dieser Satz steht auf dem Grabstein meines Mannes. Er hat ihn sehr oft benutzt, überhaupt setzte er auf seine typische, optimistisch-fröhliche Art gern positive Selbsthilfethesen in die Welt, als wären sie eine Form von Lebensenergie. Allerdings wirkte positive Verstärkung bei mir nie. Erst als Gerry tot war und aus dem Grab zu mir sprach, erreichten mich seine Worte, ich hörte, fühlte und glaubte sie tatsächlich.

Für mich lebte mein Mann noch ein ganzes Jahr nach seinem Tod weiter, denn er schickte mir einmal im Monat einen Überraschungsbrief. Sie waren alles, was ich noch hatte. Zwar konnte er nicht mehr mit mir sprechen, aber er schenkte mir seine Worte, niedergeschriebene Gedanken, entstanden in seinem Kopf, in seinem Gehirn, das einen lebendigen Körper mit einem lebendigen Herzen gesteuert hatte. Diese Briefe bedeuteten Leben, und ich griff nach ihnen, hielt sie fest, bis meine Knöchel weiß wurden und meine Nägel sich in meine

Handflächen gruben. Ich klammerte mich an sie wie an einen Rettungsanker.

Heute ist der 1. April, es ist sieben Uhr abends, und ich genieße die Helligkeit. Die Abende werden länger, langsam, aber sicher vertreibt der sanfte Frühling den garstigen Biss der Winterkälte. Früher habe ich diese Jahreszeit gefürchtet. Mir war der Winter lieber, denn er bot mir unendliche Möglichkeiten, mich zu verkriechen. In der Dunkelheit hatte ich das Gefühl, hinter einem Schleier zu existieren, anwesend, aber nur schemenhaft, beinahe unsichtbar. Das war mir gerade recht. Ich zelebrierte die kurzen Tage, die langen Nächte, der dunkler werdende Himmel war mein Countdown zum Winterschlaf. Doch jetzt stelle ich mich dem Licht, ich brauche es, um nicht wieder in den Sog der Dunkelheit zu geraten.

Meine Metamorphose ähnelte dem Schock, den der Körper durchmacht, wenn er in kaltes Wasser getaucht wird. Bei der ersten Berührung verspürt man den überwältigenden Drang, laut kreischend wieder herauszuspringen, aber je länger man untergetaucht bleibt, desto mehr gewöhnt man sich daran. Wie die Dunkelheit, so wird auch die Kälte irgendwann zu einer tröstlichen Decke, die man nicht mehr missen möchte. Doch ich bin trotzdem wieder aufgetaucht. Strampelnd und rudernnd habe ich mich durchs Wasser gekämpft, kam mit blauen Lippen und klappernden Zähnen an die Oberfläche, taute auf und trat wieder hinaus in die Welt.

Zwischen Tag und Nacht, zwischen Winter und Frühling, eine Zwischenwelt. Obwohl der Friedhof allgemein als Stätte der letzten Ruhe angesehen wird, ist es unter seiner Oberfläche weniger ruhig als darüber. Unter der Erde vollzieht die Natur an den menschlichen Körpern in ihren Särgen unablässig ihr

Werk der Zersetzung, auch im Tod sind sie einem ständigen Wandel ausgesetzt.

Kinderlachen durchbricht die Stille, vielleicht in Unkenntnis der Zwischenwelt, auf der sie stehen, vielleicht von ihr unbeeinträchtigt. Die Trauernden sind stumm, doch ihr Schmerz ist es nicht. Die Wunde mag im Inneren sein, doch man hört sie, sieht sie, fühlt sie. Wie ein unsichtbarer Mantel umhüllt der Schmerz den Körper, seine Last beugt die Schultern, trübt die Augen, verlangsamt den Schritt.

Wenn mich in den Wochen und Monaten nach dem Tod meines Mannes wie ein unerträglicher Durst das Bedürfnis überfiel, mich wieder vollständig zu fühlen, versuchte ich verzweifelt, eine spirituelle Verbindung zu ihm herzustellen. Umgekehrt spürte ich an Tagen, an denen ich einigermaßen funktionierte, gerade dann, wenn sich seine Präsenz hinterrücks an mich heranschlich und mir auf die Schulter tippte, plötzlich eine unerträgliche Leere. Als wäre mein Herz verdorrt. Trauer lässt sich nicht beherrschen und nicht kontrollieren, niemals.

Gerry wollte verbrannt werden. Seine Asche befindet sich in einer Urne, die in einem Kolumbarium steht. Seine Eltern haben die Nische daneben für sich reserviert. Die leere Stelle neben der Urne meines Mannes ist für mich bestimmt. Ich habe das Gefühl, dem Tod ins Gesicht zu starren. Als er starb, hätte ich dieses Gefühl begrüßt – damals wäre mir alles recht gewesen, was mich wieder mit ihm vereint hätte. Am liebsten wäre ich in diese Nische gekrochen, hätte mich zusammengekauert wie eine Schlangenfrau und seine Asche mit meinem Körper umschlungen.

Er befindet sich in dieser Mauer. Aber er ist weder hier noch dort. Er ist fort. Energie, anderswo. Zersetzte Materie, irgendwo um mich herum. Wenn ich könnte, würde ich eine Armee

anheuern, um Jagd auf jedes einzelne seiner Atome zu machen und ihn wieder zusammensetzen. Aber auch der König mit seinem Heer konnte ihn retten nimmermehr ... wir lernen es von Anfang an, aber was es bedeutet, begreifen wir erst am Ende.

Wir beide genossen das Privileg, nicht nur einmal, sondern zweimal Abschied voneinander nehmen zu können. Auf die lange Krebskrankheit folgte nach dem Tod meines Mannes noch ein Jahr mit seinen Briefen. Er ist in dem Wissen von mir gegangen, dass ich mich nicht nur an Erinnerungen würde festhalten müssen. Er hatte eine Methode gefunden, wie er noch nach seinem Tod gemeinsame Erinnerungen für uns erschaffen konnte. Magie. Adieu, meine große Liebe, und noch einmal adieu. Es hätte genug sein müssen. Ich dachte, es wäre genug. Vielleicht kommen Menschen hauptsächlich deshalb auf den Friedhof, weil sie sich noch einmal verabschieden wollen. Vielleicht geht es um den Trost des Abschiednehmens, um das stille, friedliche, von allen Schuldgefühlen unbelastete Auseinandergehen. Nicht immer erinnern wir uns daran, wie wir uns begegnet sind, aber sehr oft wissen wir genau, wie wir voneinander Abschied genommen haben.

Es wundert mich, dass ich wieder hier bin, an diesem Ort, in dieser Verfassung. Sieben Jahre sind seit Gerrys Tod vergangen. Sechs, seit ich seinen letzten Brief gelesen habe. Ich habe mich weiterentwickelt, mich der Zukunft zugewandt, aber die Ereignisse der letzten Zeit haben an meinen Grundfesten gerüttelt, mich im Innersten erschüttert. Ich muss weitergehen, vorwärts, aber ich spüre einen hypnotischen Sog, fast so, als würde seine Hand nach mir greifen und mich zurückziehen.

Ich betrachte seinen Grabstein und lese den Satz noch einmal.



*Greif nach den Sternen,  
einen davon wirst du bestimmt erwischen.*

So ist es dann wohl. Er und ich, wir haben nach den Sternen gegriffen. Und einen erwischt. Und was ich jetzt habe, alles, was ich jetzt bin, dieses ganze neue Leben, das ich mir in den letzten sieben Jahren aufgebaut habe, ohne Gerry – so sieht es vermutlich aus, wenn man einen Stern erwischt hat.

# Kapitel 1

DREI MONATE FRÜHER

Die langmütige Penelope, Frau des Odysseus, des Königs von Ithaka. Eine ernste, fleißige Person, eine hingebungsvolle Ehefrau und Mutter. Zwar wird sie von Kritikern oft nur als Symbol ehelicher Treue abgetan, aber in Wirklichkeit ist Penelope eine hochkomplexe Frau, die ihre Geschichten ebenso gekonnt spinnt, wie sie ihre Stoffe webt.« Der Museumsführer macht eine Kunstpause und lässt den Blick suggestiv über die Zuhörer wandern, die ihm gespannt lauschen.

Gabriel und ich sehen uns im National Museum eine Ausstellung an. Wir haben uns, etwas entfernt von den anderen, ganz nach hinten gestellt, als würden wir nicht dazugehören. Allerdings wollten wir auch nicht riskieren, etwas zu verpassen. Dazu sind wir nicht cool genug. Ich höre dem Museumsführer zu, während Gabriel neben mir in der Broschüre blättert. Trotzdem wird er nachher garantiert den gesamten Vortrag Wort für Wort wiedergeben können. Er liebt dieses Thema. Ich liebe das Thema als solches nicht so sehr wie die Tatsache, dass er es liebt. Gabriel gehört zu den Menschen, die etwas mit ihrer Zeit anzufangen wissen, und als ich ihn

kennengelernt habe, hat mich das mit am meisten zu ihm hingezogen. Denn ich habe eine Verabredung mit dem Schicksal. In maximal sechzig Jahren bin ich mit jemandem im Jenseits verabredet.

»Penelopes Ehemann Odysseus zieht in den Trojanischen Krieg, der erst zehn Jahre später zu Ende ist, und er braucht weitere zehn Jahre für den Rückweg nach Ithaka. Penelope ist in einer prekären Lage, denn sie kann sich vor Heiratsanträgen kaum retten – insgesamt halten angeblich hundertacht Männer um ihre Hand an. Zum Glück ist Penelope clever und hält die Freier hin, indem sie zwar jedem verspricht, sein Angebot in Betracht zu ziehen, aber keinem endgültig zusagt.«

Auf einmal fühle ich mich befangen. Gabriels Arm, den er locker um meine Schulter gelegt hat, fühlt sich viel zu schwer an.

»Penelopes Webstuhl, den wir hier sehen, ist ein Beispiel für die raffinierten Tricks der Königin. Penelope war dabei, das Totenhemd für ihren Schwiegervater Laertes zu weben, und behauptete, sie würde einen Ehemann erwählen, sobald sie mit diesem fertig sei. Tagsüber saß sie nun im Thronsaal an ihrem großen Webstuhl und arbeitete fleißig, aber nachts trennte sie heimlich alles, was sie am Tag produziert hatte, wieder auf. Das ging drei Jahre gut, danach musste sie sich andere Listen ausdenken, um die Bewerber hinters Licht zu führen, bis Odysseus, auf den sie so geduldig wartete, endlich zurückkam.«

Mir geht das irgendwie gegen den Strich. »Hat er denn auch auf sie gewartet?«, rufe ich.

»Wie bitte?«, fragt der Museumsführer und blickt suchend über die Menge, um die Eigentümerin der Stimme ausfindig

zu machen. Die Gruppe teilt sich, alle wenden sich mir zu und starren mich an.

»Penelope ist der Inbegriff ehelicher Treue, aber wie steht es mit ihrem Ehemann? Hat er sich dort draußen im Krieg auch zwanzig Jahre lang für sie aufgespart?«

Gabriel kichert leise in sich hinein.

Der Museumsführer lächelt und erwähnt dann kurz neun Kinder, die Odysseus auf seiner langen Reise vom Trojanischen Krieg zurück nach Ithaka mit fünf anderen Frauen gezeugt hat.

»Damit ist meine Frage wohl mit einem Nein beantwortet«, sage ich leise zu Gabriel, während die Gruppe weiterzieht. »Ziemlich blöd von Penelope.«

»Aber die Frage war hervorragend«, erwidert er, und ich höre die Belustigung in seiner Stimme.

Nachdenklich wende ich mich erneut dem Gemälde von Penelope zu, Gabriel blättert wieder in der Broschüre.

Bin ich die langmütige Penelope? Trenne ich nachts wieder auf, was ich tagsüber gewebt habe, führe ich meinen gutaussehenden, treuen Liebhaber in die Irre, während ich darauf warte, endlich mit meinem Ehemann wiedervereint zu werden? Ich schaue zu Gabriel empor. Seine blauen Augen glitzern ausgelassen, anscheinend kann er meine Gedanken nicht lesen. Erstaunlicherweise lässt er sich von mir an der Nase herumführen.

»Sie hätte sich die lange Wartezeit doch damit vertreiben können, mit dem einen oder anderen Bewerber ins Bett zu gehen«, sagt er. »Eine echte Spaßbremse, unsere prüde Penelope.«

Ich lache und lege meinen Kopf an seine Brust. Er schlingt den Arm um mich, zieht mich an sich und küsst mich auf

den Kopf. Gabriel ist solide gebaut, ich würde gern in seiner Umarmung wohnen. Groß, breit, kräftig, wie er ist, verbringt er seine Arbeitstage meist im Freien und klettert auf Bäume – er ist Baumchirurg beziehungsweise Baumpfleger, wenn man die von ihm bevorzugte Berufsbezeichnung benutzen möchte. Er ist Höhe gewohnt, liebt Wind und Regen und eigentlich alle Elemente. Er ist ein Abenteurer, ein Forscher, und wenn er sich gerade mal nicht oben auf einem Baum befindet, sitzt er darunter und steckt die Nase in ein Buch. Abends nach der Arbeit riecht er nach Wasserkresse.

Wir haben uns beim Chicken Wing Festival in Bray kennengelernt. Er stand neben mir an der Theke und hielt die Schlange hinter uns auf, indem er einen Cheeseburger bestellte. Er erwischte mich in einem guten Moment, sein Humor gefiel mir, er hatte sofort meine volle Aufmerksamkeit, und darauf hatte er es ja abgesehen. Vermutlich war das seine Art von Anmache.

*Mein Kumpel möchte gern wissen, ob du mal mit ihm ausgehst.*

*Ich hätte gern einen Cheeseburger, bitte.*

Für schlechte Anmachsprüche habe ich eine große Schwäche, aber ich habe einen guten Geschmack, was Männer angeht. Gute Männer, tolle Männer.

Ich ziehe Gabriel weg von der prüden Penelope, obwohl er eigentlich in die andere Richtung will. Aber ich habe genug von ihren Blicken, sie begafft mich schon die ganze Zeit, wahrscheinlich meint sie, dass sie in mir ihren Frauentyp wiedererkennt.

Aber das stimmt nicht. Ich bin nicht wie Penelope und will auch nicht sein wie sie. Ich werde mein Leben nicht für eine vage Zukunft in der Warteschleife verbringen.

»Gabriel?«

»Holly?« Er passt sich meinem ernststen Ton an.

»Was deinen Vorschlag betrifft.«

»Gegen die verfrühten Weihnachtsdekorationen zu demonstrieren? Wir haben sie gerade weggeräumt, garantiert erscheinen sie bald wieder.«

Er ist so groß, dass ich mich strecken und den Kopf in den Nacken legen muss, um ihm ins Gesicht sehen zu können. Seine Augen lächeln.

»Nein, ich meine den anderen Vorschlag. Den mit dem Zusammenziehen.«

»Aha.«

»Lass es uns probieren.«

Er reckt die Faust in die Luft und stößt einen dezenten Stadionmassenjubiläum aus.

»Unter der Bedingung, dass wir uns einen Fernseher anschaffen und dass du jeden Tag, wenn ich aufwache, so aussehst wie jetzt.«

Ich stelle mich auf die Zehenspitzen, um näher an sein Gesicht zu kommen, lege die Hände auf seine Wangen, fühle sein Lächeln unter dem Balbo-Bart, den er sich zurzeit wachsen lässt und wie ein Profi trimmt und pflegt – der Baum-Mann, der sein eigenes Gesicht veredelt.

»Das ist die Grundvoraussetzung dafür, meine Mitbewohnerin zu sein.«

»Mitdirschläferin«, sage ich, und wir kichern beide etwas kindisch.

»Warst du schon immer so romantisch?«, fragt er und nimmt mich in die Arme.

Früher war ich romantisch. Überhaupt war ich ganz anders. Naiv vielleicht. Als ich Gabriels Umarmung erwidere und

den Kopf an seine Brust lege, bemerke ich wieder Penelopes kritischen Blick. Doch ich recke hochmütig das Kinn. Soll sie doch glauben, sie würde mich durchschauen. Es stimmt trotzdem nicht.

## Kapitel 2

Bist du bereit?«, fragt meine Schwester Ciara mich leise, als wir unter dem Gemurmel des erwartungsvollen Publikums unsere Plätze ganz vorn im Laden einnehmen. Wir sitzen auf Sitzsäcken im Schaufenster von Ciaras Vintage- und Secondhandshop namens Magpie, in dem ich seit drei Jahren ebenfalls arbeite. Wieder einmal haben wir den Laden in eine Eventlocation verwandelt, wo ihr Podcast »Wie sprechen wir über ...?« vor Publikum aufgenommen wird. Doch heute Abend stehe ich nicht an meinem üblichen sicheren Platz hinter dem Wein- und Cupcake-Tresen. Seit Monaten hat mich meine Schwester bestürmt, bis ich mich ihrem Wunsch gebeugt habe, als Gast in der Folge mit dem Titel »Wie können wir über den Tod sprechen?« mitzumachen. Die Zusage war noch nicht ganz aus meinem Mund, als ich sie schon bereute, und jetzt, wo ich vor unserer kleinen Zuhörerschaft sitze, hat meine Reue astronomische Ausmaße angenommen.

Wir haben alle Ständer und Auslagen mit Klamotten und Accessoires an die Wand geschoben, und jetzt füllen fünf Reihen mit jeweils sechs Klappstühlen die Ladenfläche. Damit



Ciara und ich etwas erhöht sitzen, haben wir das Schaufenster leergeräumt, und die Leute, die draußen von der Arbeit nach Hause eilen, mustern im Vorübergehen neugierig die beiden lebendigen Schaufensterpuppen auf ihren Sitzsäcken.

»Danke, dass du das für mich tust«, sagt Ciara leise und drückt meine feuchtkalte Hand.

Ich lächle schwach und versuche abzuschätzen, wie schlimm es wäre, einfach aufzustehen und davonzulaufen. Ich komme zu dem Schluss, dass es sich nicht lohnt zu kneifen. Schließlich war es meine Entscheidung, und ich muss zu ihr stehen.

Ciara streift die Schuhe ab und zieht die nackten Füße unter sich auf den Sitzsack. An diesem Ort fühlt sie sich wie zu Hause. Ich räuspere mich, und das Geräusch verbreitet sich durch die Lautsprecher im ganzen Laden. Dreißig erwartungsvolle, neugierige Gesichter starren mich an. Ich drücke meine schwitzigen Hände aneinander und schaue auf die Notizen, die ich akribisch wie eine fleißige Studentin zusammengetragen habe, seit Ciara mich zu diesem Auftritt genötigt hat. Gedankenfragmente, hastig aufs Papier gekritzelt, wenn die Inspiration mich überkam, die mir im Moment vollkommen sinnlos erscheinen. Ich sehe weder, wo ein Satz anfängt, noch, wo er aufhört.

In der vordersten Reihe sitzt Mum, ein paar Plätze weiter meine Freundin Sharon, direkt am Gang, wo sie einigermaßen Platz für ihren Doppelbuggy hat. Unter der Decke lugt ein Paar winziger Kinderfüße hervor, an denen sich mit letzter Kraft eine Socke festklammert, während die andere den Kampf bereits aufgegeben hat. Auf dem Schoß hält Sharon ihr sechs Monate altes Baby, neben ihr sitzt ihr sechsjähriger Sohn Gerard, die Augen gebannt auf sein iPad gerichtet, die

Ohren unter Kopfhörern verborgen, während sein vierjähriger Bruder demonstrativ seine Langeweile auslebt und auf seinem Stuhl so weit nach unten gerutscht ist, dass er praktisch auf der Sitzfläche liegt. Vier Jungs in sechs Jahren – ich bin sehr dankbar, dass Sharon gekommen ist. Jeden Morgen steht sie in aller Herrgottsfrühe auf, und ich weiß, wie lange es dauert, mit vier Kindern das Haus zu verlassen, und wie nervig es ist, wenn man dreimal zurückrennen muss, weil man etwas vergessen hat. Trotzdem ist sie heute hier, meine kampferprobte Freundin, und lächelt mir ermutigend zu. Am Rande der Erschöpfung und trotzdem für mich da.

»Willkommen, liebe Gäste, ich begrüße euch alle zur vierten Folge des Magpie-Podcasts«, beginnt Ciara. »Einige von euch sind ja inzwischen Stammgäste hier – danke, Betty, dass du uns immer so nett mit deinen leckeren Cupcakes versorgst, und danke, Christian, für den Käse und den Wein.«

Ich blicke über die Gäste und suche Gabriel, aber ich bin eigentlich sicher, dass er nicht da ist. Schließlich habe ich ihm ausdrücklich verboten zu kommen – obwohl es gar nicht nötig gewesen wäre. Als Mensch, der seine Intimsphäre lieber für sich hat und seine Gefühle unter Kontrolle hält, war es ihm unbegreiflich, dass ich bereit bin, mein Privatleben vor wildfremden Menschen auszubreiten. Natürlich haben wir lange darüber debattiert, aber in diesem Moment bin ich mehr denn je seiner Meinung.

»Ich bin Ciara Kennedy, die Eigentümerin von Magpie, und habe vor kurzem beschlossen, dass es eine gute Idee wäre, eine Reihe von Podcasts zum Thema ›Wie sprechen wir über ...‹ zu machen, und dabei die Wohlfahrtsorganisationen vorzustellen, die prozentual an den Erlösen dieses Ladens beteiligt sind. Heute werden wir über den Tod reden, vor allem

über Trauer und Verlust. Zu Gast bei uns ist Claire Byrne von *Bereave Ireland*. Außerdem begrüße ich einige der Menschen, denen die wunderbare Arbeit dieser Trauerhilfeorganisation zugutekommt. Die Einnahmen aus dem Ticketverkauf und die großzügigen Spenden gehen direkt an *Bereave*. Später werde ich mit Claire über ihre unermüdliche und so wichtige Arbeit sprechen, bei der sie diejenigen unterstützt, die einen geliebten Menschen verloren haben. Aber zuerst möchte ich euch meinen speziellen Gast vorstellen, nämlich Holly Kennedy, die zufällig meine Schwester ist. Endlich bist du hier!«, ruft Ciara, und das Publikum applaudiert.

»Stimmt.« Ich lache nervös.

»Schon seit dem ersten Podcast letztes Jahr liege ich meiner Schwester in den Ohren, sie soll mitmachen, und ich bin sehr froh, dass sie sich dazu durchgerungen hat. Danke, Holly.« Sie greift nach meiner Hand und hält sie fest. »Deine Geschichte hat mein Leben zutiefst berührt, und ich bin sicher, dass sehr viele Menschen davon profitieren werden, wenn sie von der Reise hören, die du hinter dir hast.«

»Danke, ich hoffe es.«

Ich merke, dass die Notizen in meiner Hand zittern, und lasse Ciara los, um die Hand besser stillzuhalten.

»Wie können wir über den Tod sprechen? Das Thema ist alles andere als einfach. Über unser Leben zu reden, darüber, wie wir leben, wie wir besser leben können, fällt uns nicht schwer, aber oft ist es uns unangenehm, ja beinahe peinlich, über den Tod zu sprechen. Deshalb lassen wir meist lieber die Finger davon. Doch ich kenne niemanden, mit dem ich dieses Gespräch über die Trauer lieber führen würde. Holly, bitte erzähle uns doch von deiner Begegnung mit dem Tod.«

Ich räuspere mich und beginne: »Vor sieben Jahren habe ich

Gerry, meinen Mann, durch eine Krebserkrankung verloren. Er hatte einen Hirntumor und ist mit dreißig Jahren gestorben.«

Ganz gleich, wie oft ich darüber spreche, ich habe immer einen Kloß im Hals. Dieser Teil der Geschichte ist noch immer real, er brennt in mir, hell und heiß. Hilfesuchend schaue ich zu Sharon, die dramatisch die Augen verdreht und gähnt. Ich grinse. Ja, ich schaffe das.

»Wir sind hier, um über Trauer zu sprechen, aber was soll ich euch darüber erzählen? Ich bin nichts Besonderes, der Tod betrifft uns alle, und viele von denen, die heute hier sind, wissen aus eigener Erfahrung, wie komplex Trauer ist. Wir können sie nicht kontrollieren, im Gegenteil. Meistens fühlt es sich an, als habe sie uns fest im Griff. Das Einzige, was wir beeinflussen können, ist die Art, wie wir mit ihr umgehen.«

»Du meinst, du bist nichts Besonderes«, sagt Ciara, »aber die persönliche Erfahrung jedes Einzelnen *ist* doch etwas Besonderes, und wir können viel voneinander lernen. Für den Schweregrad eines Verlusts gibt es natürlich keine Rangfolge, aber kannst du dir vorstellen, dass du den Verlust vielleicht stärker erlebt hast, weil Gerry und du zusammen aufgewachsen seid? Schon seit ich klein war, gab es Holly nicht ohne Gerry und Gerry nicht ohne Holly.«

Ich nicke und erzähle, wie Gerry und ich uns kennengelernt haben. Um es mir leichter zu machen, sehe ich nicht ins Publikum, sondern tue so, als würde ich mit mir selbst sprechen, genau so, wie ich es zu Hause unter der Dusche einstudiert habe. »Wir sind uns in der Schule begegnet, als ich vierzehn war. Von da an war ich immer Gerry *und* Holly. Gerrys Freundin. Gerrys Frau. Wir sind zusammen aufgewachsen, wir haben voneinander gelernt. Mit neunundzwanzig Jahren habe ich ihn

verloren und wurde Gerrys Witwe. Und ich habe nicht nur ihn und auch nicht nur einen Teil meiner selbst verloren, sondern ich hatte wirklich das Gefühl, dass ich *mich* verloren hatte. Ich wusste gar nicht, wer ich war. Ich musste mich komplett neu aufbauen.«

An einigen Stellen wird genickt. Die meisten Leute wissen Bescheid, und diejenigen, die es noch nicht wissen, werden es bald erfahren.

»Kack-a«, sagt eine Stimme aus dem Buggy und kichert. Sharon bringt ihr Krabbelkind zum Schweigen, greift in ihre riesige Tasche und holt eine Reiswaffel mit Erdbeerjoghurt-Glasur heraus. Die Waffel verschwindet im Buggy. Das Ki-  
chern verstummt.

»Wie hast du es geschafft, dich wieder aufzubauen?«

Weil es mir seltsam vorkommt, Ciara etwas zu erzählen, das sie mit mir durchlebt hat, wende ich mich dem Publikum zu und konzentriere mich auf diejenigen, die nicht dabei waren. Als ich in die Gesichter blicke, legt sich in meinem Inneren ein Schalter um. Hier geht es nicht um mich. Gerry hat etwas Besonderes getan, und das werde ich diesen wissbegierigen Menschen um seinetwillen erklären. »Vor allem hat Gerry mir dabei geholfen. Bevor er gestorben ist, hat er heimlich einen Plan ausgeheckt.«

»Trommelwirbel, Tusch, tadadaa!«, ruft Ciara und erntet lautes Gelächter. Auch ich grinse und schaue wieder in die erwartungsvollen Gesichter.

Ich werde immer noch ein bisschen aufgeregt, wenn ich davon erzähle, denn es ist jedes Mal eine Erinnerung daran, wie einzigartig das Jahr nach Gerrys Tod war, auch wenn die Bedeutsamkeit im Lauf der Zeit in meinem Gedächtnis etwas verblasst ist. »Er hat mir zehn Briefe hinterlassen, die ich in

den Monaten nach seinem Tod öffnen sollte, und jeder davon war unterschrieben mit ›P. S. Ich liebe Dich‹.«

Die Zuhörer sind sichtlich bewegt, schauen einander an, fangen an, miteinander zu flüstern – das gespannte Schweigen ist gebrochen. Sharons Baby fängt an zu weinen. Sie versucht es zu beruhigen, wiegt es im Arm, klopft leise auf seinen Schnuller, einen fernen Ausdruck in den Augen.

Ciara spricht etwas lauter, um das Babygeschrei zu überhören. »Als ich dich gebeten habe, bei diesem Podcast mitzumachen, Holly, da hast du sehr deutlich gemacht, dass du dich nicht auf Gerrys Krankheit konzentrieren, sondern über das Geschenk reden möchtest, das er dir gemacht hat.«

Ich nicke nachdrücklich. »Richtig. Ich möchte heute nicht über Krebs reden, nicht über die Qualen, die Gerry durchmachen musste. Wenn ihr meinen Rat hören mögt – versucht, euch nicht so auf die Dunkelheit zu fixieren. Davon gibt es mehr als genug. Ich möchte lieber über die Hoffnung sprechen.«

Ciara sieht mich an, und ihre Augen leuchten stolz. Mum presst die Hände ineinander.

»Ich habe mich irgendwann entschieden, den Fokus darauf zu richten, was Gerry mir geschenkt hat. Dadurch, dass ich ihn verloren habe, habe ich mich selbst gefunden. Ich fühle mich nicht minderwertig, und ich schäme mich auch nicht zuzugeben, dass ich nach Gerrys Tod zusammengebrochen bin. Aber seine Briefe haben mir geholfen, mich selbst wiederzufinden. Um einen Teil von mir selbst zu entdecken, den ich bisher nicht kannte, musste ich ihn erst verlieren.« Inzwischen bin ich richtig in Fahrt, ich will sagen, was ich zu sagen habe. Diese Menschen hier *müssen* es erfahren. Wenn ich vor sieben Jahren im Publikum gesessen hätte, hätte ich es auch ge-

braucht. »Zu meiner großen Überraschung fand ich eine Stärke in mir, die ich vorher nie erwartet hätte. Sicher, ich fand sie an einem dunklen, einsamen Ort. Aber ich habe sie gefunden – leider finden wir die meisten Schätze unseres Lebens ja an genau solchen Stellen. Wenn wir lange genug in Schmutz und Dunkelheit gewühlt und gegraben haben, stoßen wir endlich auf etwas Handfestes. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass ein Tiefpunkt tatsächlich auch ein Sprungbrett sein kann.«

Angeführt von Ciara applaudiert das Publikum begeistert.

Inzwischen nörgelt Sharons Baby nicht mehr, sondern brüllt, ein ohrenbetäubendes, hohes, schrilles Kreischen. Das Krabbelkind wirft seine Reiswaffeln nach ihm. Sharon steht auf, schaut entschuldigend in unsere Richtung, nimmt das Baby auf den Arm, lässt die beiden älteren Jungen in der Obhut meiner Mutter zurück und versucht, mit der freien Hand den Zweierbuggy durch den Gang zur Tür zu bugsieren. Dabei kracht sie jedoch gegen einen Stuhl, mäht in den Gang ragende Taschen nieder, und die Räder des Buggys verfangen sich in Trageriemen und Henkeln. Verzweifelt rangiert sie zurück und steuert den Buggy hektisch und Entschuldigungen murmelnd weiter zum Ausgang.

Ciara wartet mit der nächsten Frage, bis Sharon draußen ist.

Doch bei dem Versuch, die Tür zu öffnen, rammt Sharon den Buggy dagegen. Ciaras Mann Mathew eilt ihr zu Hilfe und will ihr die Tür aufhalten, aber der Doppelbuggy ist zu breit, und in ihrer Panik knallt Sharon mehrmals gegen den Türrahmen. Das Baby kreischt wie am Spieß, der Buggy malträtiert den Türrahmen, bis Mathew endlich dem Ganzen ein Ende bereitet und den Riegel unten an der Tür löst. Mit gequältem Gesicht schaut Sharon zu uns herüber, aber als ich

ihr Augenrollen und Gähnen von vorhin imitiere, lächelt sie dankbar und ergreift dann die Flucht.

»Diesen Teil können wir später rausschneiden«, scherzt Ciara. »Holly, kannst du uns sagen, ob du Gerrys Anwesenheit außer durch die Briefe, die er dir hinterlassen hat, auch noch an anderen Punkten gespürt hast?«

»Du meinst, ob ich seinen Geist gesehen habe?«

Ein paar Gäste kichern, andere warten vermutlich gespannt auf ein Ja.

»Seine Energie«, erklärt Ciara. »Wie immer man es nennen möchte.«

Ich denke einen Moment nach und beschwöre das Gefühl in mir herauf. »Seltsamerweise hat der Tod tatsächlich eine körperliche Präsenz. Manchmal fühlt es sich an, als wäre der Verstorbene im Zimmer. Die Lücke, die ein geliebter Mensch hinterlässt, seine Abwesenheit, ist zweifellos sichtbar. Es gab Augenblicke, in denen Gerry mir lebendiger erschien als die Menschen um mich herum.« Ich rufe mir die einsamen Tage und Nächte in Erinnerung, in denen ich zwischen Realität und innerer Wahrnehmung gefangen war. »Erinnerungen können übermächtig sein. Manchmal sind sie eine wunderbare Fluchtmöglichkeit, ein schöner, tröstlicher Ort. Die Erinnerungen an Gerry haben ihn zu mir zurückgebracht. Aber man sollte vorsichtig sein – manchmal werden sie auch zu einem Gefängnis. Ich bin dankbar, dass Gerry mir die Briefe hinterlassen hat, denn er hat mich aus all diesen schwarzen Löchern herausgeholt und wurde wieder lebendig. Dadurch konnten wir gemeinsam neue Erinnerungen erschaffen.«

»Und jetzt? Sieben Jahre später? Ist Gerry immer noch bei dir?«

Wie ein hypnotisiertes Kaninchen im Scheinwerferlicht



starre ich meine Schwester an. Ich habe den Boden unter den Füßen verloren und kann die Frage nicht beantworten. Ist Gerry noch bei mir?

»Ich bin sicher, dass Gerry immer ein Teil von dir bleiben wird«, sagt Ciara schließlich leise. »Er wird immer bei dir sein«, fügt sie hinzu, als ahne sie meine Unsicherheit, als müsste sie mir etwas in Erinnerung rufen, das ich vergessen habe.

Asche zu Asche, Staub zu Staub. Zerfallene, verstreute Partikel umgeben mich.

»Absolut«, antworte ich mit einem gezwungenen Lächeln. »Gerry wird immer bei mir sein.«

Der Körper stirbt, die Seele, der Geist bleibt zurück. Im Jahr nach Gerrys Tod gab es Tage, an denen ich seine Energie in mir spürte. Sie baute mich auf, stärkte mich, verwandelte mich in eine Festung. Ich war zu allem fähig. Ich war unberührbar.

An anderen Tagen spürte ich seine Energie und löste mich in eine Million Einzelteile auf. Es war die Erinnerung an das, was ich verloren hatte. Ich kann nicht. Ich will nicht. Das Universum hat mir den wichtigsten Teil meines Lebens geraubt, vielleicht wird es mir bald auch noch den Rest entreißen. Und mir wird klar, wie kostbar all diese Tage waren, denn jetzt, sieben Jahre später, habe ich überhaupt nicht mehr das Gefühl, dass Gerry bei mir ist.

Versunken in die Lüge, die ich soeben ausgesprochen habe, frage ich mich, ob meine Behauptung ebenso leer geklungen hat, wie sie sich anfühlte. Zum Glück bin ich fast fertig. Ciara lädt das Publikum ein, Fragen zu stellen, und ich entspanne mich ein bisschen, weil ich weiß, dass das Ende in Sicht ist.

Die erste Frage kommt von einer Frau in der dritten Reihe, fünfter Platz vom Gang, zerknülltes, zusammengerolltes Taschentuch in der Hand, verschmierte Mascara um die Augen.

»Hi, Holly, ich bin Joanna. Mein Mann ist vor ein paar Monaten gestorben, und ich wünsche mir so, er hätte mir auch solche Briefe hinterlassen. Können Sie uns erzählen, was in seinem letzten Brief stand?«

»Mich würde interessieren, was in allen zehn drinstand«, ruft jemand anderes, und es gibt zustimmendes Gemurmel.

»Wir haben genug Zeit, über alle zehn zu sprechen, wenn Holly dazu bereit ist«, sagt Ciara und sieht mich fragend an.

Ich hole tief Luft und atme langsam aus. Über den Inhalt der Briefe habe ich schon lange nicht mehr nachgedacht. Als Idee, als Gesamtkonzept schon, aber nie im Einzelnen, der Reihe nach, präzise. Wo soll ich anfangen? Bei der neuen Nachttischlampe, dem neuen Outfit, dem Karaokeabend, den Sonnenblumenkernen, der Geburtstagsreise mit meinen Freundinnen ...? Wie sollen diese Leute einschätzen können, wie wichtig diese scheinbar unwichtigen Dinge für mich waren? Aber der letzte Brief ...

Ich lächle. Der letzte ist leicht. »In Gerrys letztem Brief stand: ›Hab keine Angst davor, dich wieder zu verlieben.««

Ein wunderschönes Beispiel, damit können alle etwas anfangen. Ein gutes und mutiges Ende von Gerrys Seite. Doch Joanna ist nicht so gerührt wie die anderen. Ich sehe Enttäuschung und Verwirrung in ihren Augen. Verzweiflung, Hoffnungslosigkeit. Sie steckt noch tief in der Trauerphase, sie will das jetzt nicht hören. Sie hält ihren Mann noch fest, warum sollte sie darüber nachdenken, ihn loszulassen?

Ich weiß ganz genau, was sie denkt. Es ist völlig ausgeschlossen, jemals wieder jemanden zu lieben. Jedenfalls nicht so.

## Kapitel 3

Als der Laden sich langsam leert, taucht Sharon wieder auf, immer noch ziemlich aus der Fassung. Das Baby ist im Wagen eingeschlafen, Alex, der Zweitkleinste, klammert sich mit hochroten Wangen an ihre Hand.

»Hallo, Großer«, sage ich und beuge mich zu ihm hinunter. Er ignoriert mich.

»Sag hallo zu Holly«, ermahnt Sharon ihn sanft.

Er ignoriert auch sie.

»Alex, sag gefälligst hallo zu Holly«, fährt sie ihn an, und ihre Stimme klingt auf einmal so fuchsteufelswild, dass sowohl Alex als auch ich erschrocken zusammenzucken.

»Hallo«, sagt er.

»Guter Junge«, lobt ihn seine Mutter und klingt wieder lieb und nett.

Ich starre sie mit großen Augen an – über die unheimliche zweite Persönlichkeit, die gelegentlich aus ihr hervorbricht, seit sie Mutter geworden ist, kann ich immer wieder nur staunen.

»Es ist mir so peinlich«, sagt sie leise. »Es tut mir echt leid, ich stifte nur Chaos.«

»Es muss dir nicht leidtun. Ich bin so froh, dass du gekommen bist. Und du bist toll. Schließlich sagst du selbst immer, dass das erste Jahr das schwerste ist. Es dauert doch nur noch ein paar Monate, dann feiert dieser kleine Mann hier schon seinen ersten Geburtstag. Du hast es fast geschafft.«

»Aber das Nächste ist schon unterwegs.«

»Was?«

Mit tränenfeuchten Augen sieht sie mich an. »Ja, ich bin schon wieder schwanger. Ich weiß, ich bin ein Idiot.«

Sie richtet sich auf und versucht, Stärke zu zeigen, obwohl sie fix und fertig aussieht. Erledigt, am Ende. Bei jeder von Sharons Schwangerschaften steigt mein Mitgefühl, während die Feierstimmung deutlich abnimmt.

Wir umarmen uns und sagen wie aus einem Munde: »Erzähl bloß Denise nichts davon.«

Ich beobachte Sharons Aufbruch mit ihren vier Jungs und gerate ich schon beim Zusehen in Stress. Außerdem bin ich selbst erschöpft nach der Anspannung des Tages, was noch dadurch verstärkt wird, dass ich die letzte Nacht nicht viel geschlafen habe. Und gerade habe ich eine ganze Stunde lang ausführlich über sehr persönliche Erfahrungen gesprochen. Jetzt bin ich völlig erledigt, aber Ciara und ich müssen warten, bis alle weg sind, und den Laden dann wieder in Normalzustand bringen und abschließen.

»Das war absolut wundervoll«, unterbricht Angela Carberry meine Gedanken. Angela ist eine große Unterstützerin des Ladens und spendet regelmäßig ihre Designerklamotten samt Taschen und Schmuck. Sie ist einer der Hauptgründe, dass Ciara Magpie überhaupt am Laufen halten kann. Im Spaß sagt meine Schwester oft, dass Angela ihre schicken Sachen vermutlich nur kauft, um sie uns zu spenden. Wie immer sieht

sie sehr elegant aus mit ihrem rabenschwarzen Bob, ihrer zierlichen Figur und der Perlenkette über der großen Schleife ihres Seidenkleids.

»Angela, wie nett, dass Sie gekommen sind«, begrüße ich sie, und sie nimmt mich zu meiner Überraschung in den Arm.

Über ihre Schulter hinweg sehe ich, dass auch Ciara große Augen macht, als sie diesen für die sonst so nüchterne Angela höchst ungewöhnlichen Gefühlsausbruch beobachtet. Sie drückt mich so fest an sich, dass ich ihren knochigen Körper an meinem spüre. Sonst ist sie überhaupt kein impulsiver Typ und meidet Körperkontakt eher, als dass sie ihn sucht. Wenn sie uns die Kisten mit ihren Klamotten in den Laden bringt – die Schuhe immer in Originalkartons, die Taschen in ihren ursprünglichen Schutzhüllen – wirkt sie eher zugeknöpft. Für jedes Stück erklärt sie uns ganz genau, wo wir es ausstellen und welchen Preis wir dafür verlangen sollen, obwohl sie nie auch nur einen Cent vom Erlös haben will.

Als sie mich endlich wieder loslässt, sind ihre Augen feucht. »Sie sollten so etwas öfter machen. Die Menschen sollten Ihre Geschichte hören.«

»O nein«, lache ich. »Das war eine einmalige Sache, und ich habe in erster Linie deshalb mitgemacht, weil ich meine Schwester zum Schweigen bringen wollte.«

»Haben Sie es denn nicht gemerkt?«, fragt Angela überrascht.

»Was meinen Sie?«

»Was für eine Kraft in Ihrer Geschichte steckt. Wie das Publikum reagiert hat, wie tief Sie das Herz jedes Einzelnen in diesem Raum berührt haben.«

Verlegen schaue ich auf die Menschenschlange, die sich hinter ihr gebildet hat. Alle diese Leute wollen mit mir sprechen.

Angela packt mich am Arm und drückt ihn für meinen Geschmack viel zu heftig. »Sie müssen Ihre Geschichte unbedingt öfter erzählen.«

»Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Ermutigung, Angela, aber ich habe das alles nur einmal erlebt, deshalb möchte ich es auch nicht öfter als einmal erzählen. Jetzt bin ich fertig damit.« Meine Worte sind nicht barsch, aber ich höre in ihnen eine Härte, die ich selbst nicht erwartet habe. Als hätte sich blitzschnell ein stacheliger Schutzpanzer um mich herum gebildet. Angela lockert ihren Griff, als hätte sie sich an meinen Stacheln gestochen. Sie scheint sich zu erinnern, wo sie ist, und dass auch andere Leute mit mir reden wollen, und lässt mich widerwillig los.

Als ihre Hand weg ist, verschwinden auch meine Stacheln, aber etwas von ihrem Kneifzangengriff bleibt zurück, eine Art unsichtbarer blauer Fleck.

· / ·

Später krieche ich zu Gabriel ins Bett. Das Zimmer dreht sich, weil ich mit Ciara und Mum noch viel zu lange in Ciaras Wohnung über dem Laden gesessen und zu viel Wein getrunken habe.

Gabriel dreht sich zu mir und schlägt die Augen auf. Er schaut mich einen Moment prüfend an und grinst dann über meinen Zustand.

»War es ein guter Abend?«

»Sollte ich je auf die Idee kommen, so was noch mal zu machen, dann hindere mich bitte daran«, murme ich, während ich die Augen schliesse und das Karussell in meinem Kopf zu ignorieren versuche.

»Mach ich. Aber jetzt hast du es überstanden, bist die

Schwester des Jahres und kriegst vielleicht sogar eine Gehalts-  
erhöhung.«

Ich schnaube nur verächtlich.

»Jedenfalls hast du es hinter dir.« Er schmiegt sich an mich  
und küsst mich.

## Kapitel 4

Holly«, brüllt Ciara zum wiederholten Mal. Ihr Ton hat sich von geduldig zu besorgt und schließlich zu purem, schrillum Ärger entwickelt. »Wo zur Hölle steckst du?«

Ich bin im Lager, habe mich hinter den Kisten zusammengekauert, vielleicht auch ein paar Klamotten darüber gebreitet und mir eine Art Höhle gebaut. Vielleicht verstecke ich mich.

Als ich aufblicke, sehe ich Ciara zu mir hereinspähen.

»Was soll denn der Unsinn? Versteckst du dich etwa?«

»Nein. Sei nicht albern.«

Sie wirft mir einen Blick zu, dem ich entnehme, dass sie mir nicht glaubt. »Ich rufe schon die ganze Zeit nach dir. Angela Carberry hat nach dir gefragt, sie wollte dich unbedingt sprechen, und ich habe ihr gesagt, du machst nur kurz Kaffeepause. Eine Viertelstunde hat sie auf dich gewartet, du weißt ja, wie sie ist. Was soll das, Holly? Jetzt stehe ich da, als wüsste ich nicht, wo meine Angestellten sich herumtreiben. Was leider der Wahrheit entspricht.«

»Oh. Na ja, jetzt weißt du es ja. Tut mir leid, dass ich sie verpasst habe.« Seit dem Podcast ist ein Monat vergangen,



und Angela Carberry bequatscht mich ständig, meine Geschichte noch öfter zu erzählen. Meiner Meinung nach grenzt das schon an Stalking. Ich stehe auf und strecke ächzend die Beine.

»Was geht denn da ab zwischen dir und Angela?«, fragt Ciara besorgt. »Hat es etwas mit dem Laden zu tun?«

»Nein, überhaupt nicht. Mit dem Shop hat es gar nichts zu tun, keine Sorge. Hat sie nicht grade erst einen ganzen Sack mit Klamotten gebracht?«

»Vintage Chanel«, antwortet Ciara und entspannt sich etwas. Aber dann kehrt die Verwirrung zurück. »Aber was ist dann los? Warum versteckst du dich vor ihr? Glaub ja nicht, ich hätte es nicht bemerkt – als sie letzte Woche vorbeigekommen ist, bist du auch verschwunden.«

»Du kannst viel besser mit ihr umgehen. Ich kenne sie kaum und finde sie schrecklich herrschsüchtig.«

»Das ist sie ja auch. Aber sie hat jedes Recht dazu, immerhin spendet sie uns Sachen im Wert von mehreren Tausend Euro. Ich würde jederzeit nackt auf einem Rodeo-Bullen ihre Halsketten präsentieren, wenn sie es wollte.«

»Das will doch niemand.« Ich dränge mich an ihr vorbei.

»Ich würde es aber sehr gern sehen«, ruft Mathew aus dem Nebenraum.

»Sie hat mich gebeten, dir das hier zu geben.« Ciara streckt mir einen Umschlag entgegen.

Irgendetwas daran löst ein unangenehmes Gefühl bei mir aus. Umschläge und ich haben eine gemeinsame Vergangenheit. Es ist zwar nicht das erste Mal nach sechs Jahren, dass ich einen Umschlag öffne, aber bei diesem hier schwant mir nichts Gutes. Vermutlich handelt es sich um eine Einladung zu einem von Angela organisierten Charity-Frauenfrühstück, bei

dem ich über Trauer reden soll. Oder so ähnlich. Sie hat mich gefragt, ob ich bereit wäre, meinen »Vortrag« fortzusetzen oder vielleicht ein Buch zu schreiben. Bei jedem ihrer Besuche im Laden hat sie mir eine Telefonnummer von einem Eventmanager oder einem Literaturagenten zugesteckt. Die ersten paar Male habe ich mich höflich bedankt, aber bei unserer letzten Begegnung habe ich sie so direkt abblitzen lassen, dass ich nicht sicher war, ob sie jemals wieder auftauchen würde. Ich nehme Ciara den Umschlag ab, falte ihn zusammen und stopfe ihn in meine Gesäßtasche.

Ciara starrt mich böse an. So kommen wir nicht weiter.

Zum Glück erscheint Mathew an der Tür. »Gute Neuigkeiten: Die Downloadstatistik zeigt, dass ›Wie können wir über den Tod sprechen?‹ die bisher erfolgreichste Folge war und häufiger heruntergeladen wurde als alle anderen zusammen. Herzlichen Glückwunsch, ihr zwei.« Er hebt die Hand, um uns beiden High Five zu geben.

Aber Ciara und ich starren uns nur weiter erbost an – ich bin sauer, weil ihr Podcast mich zum Opfer von Angelas zwanghafter Aufmerksamkeit gemacht hat, und Ciara ist wütend, weil ich aus unerfindlichen Gründen das Risiko eingehe, ihre größte Unterstützerin zu vergraulen.

»Na super, lasst ihr mich jetzt etwa hängen?«

Halbherzig klatscht Ciara ihn ab.

»So habe ich mir das nicht vorgestellt«, sagt er, sieht mich besorgt an und senkt die Hand. »Entschuldige, war das unsensibel von mir? Ich klatsche ja nicht Gerry ab, weißt du ...«

»Ich weiß«, erwidere ich und ringe mir ein Lächeln ab. »Das ist es nicht.«

Ich kann mich nicht über den Erfolg des Podcasts freuen. Ich wünschte, niemand hätte ihn sich angehört, ich wünschte,

ich hätte nicht mitgemacht. Nie wieder will ich etwas von Gerys Briefen hören oder über sie sprechen.

· / ·

Gabriels Haus in Glasnevin – ein einstöckiges viktorianisches Reihenhaus, das er mit viel Geduld und sehr liebevoll selbst renoviert und zu neuem Leben erweckt hat – ist im Gegensatz zu meinem ein richtig gemütliches Zuhause mit ausgeprägtem, unverkennbarem Charakter. Wir haben es uns in einem riesigen Samtsitzsack auf dem Langflorteppich bequem gemacht und trinken Rotwein. Das Wohnzimmer ist ein innenliegender Raum, daher strömt Licht, und sei es auch nur trübes Februarlicht, durch ein großes Dachfenster. Gabriels Mobiliar ist eine Mischung aus antik und modern, er hat alles Mögliche gesammelt, was ihm zu einer bestimmten Zeit gefallen hat. Ohne besonders aufregend oder wertvoll sein zu müssen, haben doch alle Stücke ihre Geschichte und stammen von unterschiedlichen Orten der Welt. Der zentrale Punkt des Zimmers ist der offene Kamin. Es gibt keinen Fernseher, für Unterhaltung sorgt entweder die größtenteils unbekannte Musik, die Gabriel auf seinem Plattenspieler hört, oder eins der Bücher aus seiner umfangreichen Sammlung. Zurzeit studiert er einen Kunstband mit dem Titel »TwentySix Gasoline Stations« mit Schwarzweißfotografien von Tankstellen in den Vereinigten Staaten. Die derzeit von ihm bevorzugte Musikrichtung stammt von Ali Farka Touré, dem malischen »König des Wüstenblues«. Ich blicke durch das Oberlicht hinauf in den Abendhimmel. Wundervoll, einfach wundervoll. Gabriel ist genau das, was ich brauche.

»Wann ist die erste Hausbesichtigung?«, fragt er, ein bisschen ungeduldig, weil sich die Dinge seit unserer Entschei-

dung vor einem Monat bisher nur sehr langsam entwickeln. Aber der Podcast hat mich völlig aus der Bahn geworfen.

Mein Haus ist noch nicht offiziell auf dem Markt, aber ich bringe es nicht über mich, ihm das zu gestehen, sondern antworte: »Ich treffe mich morgen mit der Maklerin.« Ich hebe den Kopf, um einen Schluck Wein zu trinken, und kuschle mich dann wieder auf Gabriels Brust. Das reicht an Anstrengung für den heutigen Tag. »Dann gehörst du mir, ganz und gar«, verkünde ich von dort mit einem etwas übertriebenen Lachen.

»Das tue ich doch schon längst. Übrigens habe ich das hier gefunden.« Er stellt sein Glas ab und zieht einen zerknitterten Umschlag aus einem windschiefen Bücherstapel beim Kamin.

»Ach ja, danke.« Ich falte ihn wieder zusammen und stopfe ihn hinter meinen Rücken.

»Was ist das denn?«

»Ein Typ hat mich im Laden reden hören. Jetzt denkt er, ich bin eine attraktive Witwe, und hat mir seine Nummer gegeben.« Mit ernstem Gesicht nippe ich wieder an meinem Wein.

Sein Stirnrunzeln bringt mich zum Lachen.

»Eine Frau, die bei der Podcastveranstaltung im Publikum war, möchte, dass ich meine Geschichte öfter erzähle, und drangsaliert mich, noch mehr solche Veranstaltungen zu machen. Oder ein Buch zu schreiben.« Ich lache. »Na ja, sie ist einfach eine aufdringliche reiche Frau, die ich nicht besonders gut kenne, und ich habe ihr gesagt, dass ich an ihren Vorschlägen kein Interesse habe.«

Neugierig sieht er mich an. »Ich habe mir den Podcast neulich im Auto angehört. Du hast sehr bewegend erzählt, und ich bin ganz sicher, dass du einer Menge Leuten damit geholfen hast.« Zum ersten Mal sagt er etwas Positives über meinen

Beitrag. Vermutlich hat er darin nicht viel Neues über mich erfahren, denn in unseren ersten gemeinsamen Tagen und Wochen haben wir ziemlich viel Zeit damit verbracht, unsere Seelen zu erforschen. Dabei haben wir uns recht gut kennengelernt, aber ich will das alles hinter mir lassen.

»Ich habe es nur getan, um Ciara zu helfen«, wehre ich deshalb ab und blende sein Kompliment lieber aus. »Keine Sorge, ich fange nicht an, meinen Lebensunterhalt damit zu verdienen, dass ich Geschichten über meinen Exmann erzähle.«

»Ich habe mir auch keine Sorgen gemacht, dass du von ihm erzählst. Ich frage mich nur, wie es dir damit gehen würde, wenn du diese ganze Geschichte immer wieder durchleben würdest.«

»Das wird nicht passieren.«

Er dreht und wendet sich auf dem Sitzsack, bis er den Arm um mich legen kann. Ich denke, er will kuscheln, doch stattdessen schiebt er eine Hand unter mich, greift nach dem Umschlag und zieht ihn hervor.

»Du hast ihn ja nicht mal aufgemacht. Weißt du, was drin ist?«

»Nein. Weil es mir vollkommen egal ist.«

Er mustert mich. »Das stimmt nicht.«

»Doch. Denn wenn es mir nicht egal wäre, hätte ich ihn ja geöffnet.«

»Nein, anders herum. Wenn es dir egal wäre, hättest du ihn aufgemacht.«

»Es kann sowieso nichts Wichtiges sein. Sie hat ihn mir schon vor Wochen gegeben. Ich hatte ihn total vergessen.«

»Darf ich wenigstens mal reinschauen?« Er reißt den Umschlag auf, ohne meine Antwort abzuwarten.

Bei dem Versuch, ihn Gabriel wieder wegzunehmen, ver-

schützte ich Wein auf den Teppich. Stöhnend befreie ich mich aus seinen Armen, hieve mich vom Sitzsack und laufe in die Küche, um einen Lappen zu holen. Während ich ihn unter den Wasserhahn halte, höre ich, wie Gabriel den Umschlag öffnet. Mein Herz klopft. Wieder bilden sich die kratzbürstigen Stacheln auf meiner Haut.

»Mrs Angela Carberry, »P. S. Ich liebe Dich«-Club«, liest er vor.

»Wie bitte?!«

Er schwenkt die Karte durch die Luft, ich komme näher, weil ich sie lesen will, und der nasse Lappen tropft auf seine Schulter.

»Holly!«, ruft er verärgert und rückt ein Stück weg.

Ich entreiße ihm die Karte. Es ist eine kleine Visitenkarte mit eleganter Schrift. »P. S. Ich liebe Dich«-Club«, lese ich laut und fühle mich zugleich neugierig und wütend.

»Was bedeutet das?«, fragt er und versucht, sich die Sauerei von der Schulter zu wischen.

»Keine Ahnung. Ich meine, ich weiß schon, was »P. S. Ich liebe Dich« bedeutet, aber ... ist sonst noch was in dem Umschlag?«

»Nein, bloß die Karte.«

»Jetzt reicht's mir aber mit diesem Unsinn. Das wird ja immer mehr zum Stalking.« Ich greife nach meinem Handy, das auf dem Couchtisch liegt, und entferne mich ein Stück. »Oder Diebstahl geistigen Eigentums.«

Er lacht über meinen plötzlichen Stimmungsumschwung. »Wenn es auch nur ansatzweise in diese Kategorie fallen soll, hättest du es irgendwo aufschreiben müssen. Aber versuch, ihr auf die nette Art zu sagen, dass sie sich verpissen soll, Holly.« Dann wendet er seine Aufmerksamkeit wieder seinem Kunstbuch zu.

Es klingelt sehr lange, ich trommle ungeduldig mit den Fingern auf die Theke, während ich überlege, wie ich Angela am besten beibringen kann, dass sie mich augenblicklich in Ruhe lassen, sich verpissen und mich nicht mehr belästigen soll. Was immer es mit diesem Club auf sich hat, ich will nichts damit zu tun haben und möchte, dass er aufgelöst wird. Ich habe meiner Schwester geholfen und mich danach hauptsächlich erschöpft und ausgenutzt gefühlt. Außerdem steht es ihr nicht zu, Gerrys Worte zu benutzen, sie gehören ihm und mir. Mit jedem Klingeln wird meine Wut intensiver, aber gerade, als ich auflegen will, meldet sich eine Männerstimme.

»Hallo?«

»Hallo, kann ich bitte Angela Carberry sprechen?«

Ich spüre Gabriels Blick auf mir, und als ich mich umdrehe, flüstert er prompt wieder: »Sei nett.« Ich wende ihm den Rücken zu.

Die Männerstimme am anderen Ende klingt gedämpft, vermutlich spricht der Mann nicht direkt ins Telefon. Im Hintergrund höre ich Stimmen, und ich weiß nicht, ob er mit ihnen redet oder mit mir.

»Hallo? Sind Sie noch dran?«

»Ja, ja, ich bin da. Aber Angela nicht mehr. Sie ist gestorben. Heute Morgen.«

Seine Stimme bricht.

»Die Leute vom Beerdigungsinstitut sind gerade hier«, fährt er schließlich fort, »wir sind mitten in der Planung. Deshalb habe ich bisher auch noch keine Informationen für Sie.«

Zeit für eine Notbremsung, sonst lande ich im Graben. Meine Wut löst sich in Luft auf. Ich versuche, tief durchzuatmen.

»Oh, das tut mir leid. Das tut mir sehr leid«, stammle ich,

und als ich mich hinsetze, merke ich, dass Gabriel mich aufmerksam beobachtet. »Was ist denn passiert?«

Die Stimme des Mannes kommt und geht, mal höre ich sie kaum, dann wieder etwas lauter, aber verzerrt, mal weit weg, dann wieder ganz nah. Ich spüre seine Orientierungslosigkeit. Seine Welt ist aus den Fugen geraten. Ich habe keine Ahnung, wer dieser Mann überhaupt ist, und doch ist sein Verlust so greifbar, dass er schwer auf meinen Schultern lastet.

»Am Ende ging alles so schnell, darauf waren wir nicht vorbereitet. Wir dachten, sie hätte noch ein bisschen Zeit, aber der Tumor hat sich ausgebreitet, und das war ... nun ja.«

»Krebs?«, flüstere ich. »Sie ist also an Krebs gestorben?«

»Ja, ja. Ich dachte, Sie wüssten das ... entschuldigen Sie, mit wem spreche ich überhaupt? Haben Sie mir das schon gesagt? Tut mir leid, aber ich kann einfach nicht klar denken ...«

Er redet einfach weiter und klingt dabei ziemlich konfus. Ich denke an Angela, dünn und bedürftig, wie sie meinen Arm umklammert. Ich fand sie merkwürdig, und sie hat mich genervt, dabei war sie verzweifelt. Sie wollte unbedingt, dass ich sie besuche, und ich habe ihr diesen Wunsch nicht erfüllt. Nicht einmal angerufen habe ich sie. Überhaupt habe ich mir nie wirklich Zeit für sie genommen. Natürlich hat mein Vortrag sie berührt, sie hatte ja selbst Krebs, sie war todkrank. An diesem Abend hat sie meinen Arm umklammert, als klammere sie sich ans Leben.

Wahrscheinlich habe ich irgendeinen Laut von mir gegeben, denn auf einmal kniet Gabriel neben mir, und der Mann am anderen Ende der Leitung sagt: »Ach du liebe Zeit, das tut mir leid. Ich hätte mich besser ausdrücken sollen, nur habe ich damit gar keine Erfahrung ... das ist alles so neu für mich und ...«



»Nein, nein«, versuche ich ihn zu beruhigen. »Entschuldigen Sie bitte, dass ich Sie ausgerechnet in so einem Moment gestört habe. Mein herzliches Beileid für Sie und Ihre ganze Familie«, sage ich schnell.

Dann beende ich den Anruf.

Und löse mich endgültig in Tränen auf.

## Kapitel 5

Natürlich habe ich Angela nicht umgebracht. Das weiß ich, aber ich weine, als wäre ich schuld an ihrem Tod. Ich weiß, dass ich mit einem Anruf, mit einem Besuch oder der Einwilligung, an ihren Veranstaltungen teilzunehmen, ihr Leben höchstwahrscheinlich nicht hätte verlängern können, und trotzdem weine ich, als hätte dazu eine Chance bestanden. Ich weine um all die irrationalen Gedanken, die mir durch den Kopf gehen.

Da Angela den Laden so großzügig unterstützt hat, fühlt Ciara sich verpflichtet, zu ihrer Beerdigung zu gehen, und obwohl Gabriel anderer Ansicht ist, finde ich, dass ich sogar noch mehr Grund dazu habe. In den Wochen vor Angelas Tod habe ich mich vor ihr versteckt und sie wiederholt abgewimmelt. Wir erinnern uns oft nicht daran, wie wir uns begegnet sind, aber meistens wissen wir noch genau, wie wir voneinander Abschied genommen haben. Als wir uns kennengelernt haben, habe ich auf Angela nicht den besten Eindruck gemacht, deshalb will ich mich jetzt wenigstens richtig verabschieden.

Ihre Bestattung findet in der Church of the Assumption in Dalkey statt, einer malerischen Kirche an der Hauptstraße des Orts, direkt gegenüber des Dalkey Castle. Ciara und ich bahnen uns einen Weg durch die Menschen, gehen direkt in die Kirche und setzen uns auf eine Bank ganz hinten. Die Trauergäste folgen dem Sarg und der Familie, die Kirchenbänke füllen sich rasch. An der Spitze des Zuges geht ein einzelner Mann, Angelas Ehemann, der Mann, mit dem ich auch am Telefon gesprochen habe. Ihm folgen weinende Familienmitglieder und Freunde. Ich bin froh, dass er nicht allein ist, dass die Menschen hier traurig sind und Angela vermissen und dass ihr Leben ganz offensichtlich von Liebe erfüllt war.

Zwar wird deutlich, dass der Pfarrer Angela nicht sehr gut kannte, aber er gibt sein Bestes. Er hat, wie eine Elster, die von glänzenden Gegenständen angezogen wird, alle grundlegenden Informationen gesammelt und spricht einfühlsam und freundlich über sie. Für die Trauerrede tritt eine Frau ans Rednerpult, und ein Fernsehbildschirm mit Kabeln und allem Zubehör wird in die alte Kirche geschoben.

»Hallo, mein Name ist Joy. Ich würde sehr gern ein paar Worte über meine Freundin Angela sagen, aber sie hat es mir strikt verboten. Denn sie wollte das letzte Wort haben. Wie üblich.«

Gelächter.

»Bist du bereit, Laurence?«, fragt Joy.

Ich kann die Reaktion von Angelas Ehemann weder sehen noch hören, aber im nächsten Moment erwacht der Bildschirm zum Leben, und Angelas Gesicht erscheint auf dem Bildschirm. Sie ist sehr dünn, die Aufnahme stammt eindeutig aus ihren letzten Lebenswochen, aber sie strahlt übers ganze Gesicht.

»Hallo, ihr alle, ich bin's!«

Überall um mich herum schnappen die Menschen erstaunt nach Luft, und auch Tränen fließen.

»Ich hoffe, ihr habt überhaupt keinen Spaß, ohne mich muss das Leben doch schrecklich langweilig sein. Tut mir leid, dass ich nicht mehr da bin, aber was soll man machen? Wir müssen nach vorn blicken. Hallo, meine Lieblinge – mein Laurence, meine Jungs, Malachy und Liam. Hallo, meine Babys. Ich hoffe, ihr habt keine Angst vor eurer Grandma, ich wollte euch die Sache nämlich ein bisschen leichter machen. Also legen wir doch am besten gleich los. Hier sind wir in meinem Perückenraum.«

Ein Kameranäher, und nun sehen wir die Perücken, ein ganzes Regal voll, in allen möglichen Formen, Farben und Stilen, jede ordentlich einem Schaufensterpuppenkopf übergezogen.

»Wie ihr ja wisst, benutze ich ja schon seit einiger Zeit diese Haare, und ich danke Malachy, dass er mir diese hier von einem Musikfestival mitgebracht hat«, erklärt sie und zoomt auf eine Irokesenperücke, die sie dann von ihrem Puppenkopf holt und aufsetzt.

Alle lachen unter Tränen. Taschentücher kommen zum Einsatz, werden aus Handtaschen gekramt und durch die Bänke weitergereicht.

»Also, meine lieben Jungs«, fährt Angela fort, »ihr seid mir die liebsten Menschen auf der ganzen weiten Welt, und ich bin noch nicht bereit, mich endgültig von euch zu verabschieden. Deshalb habe ich unter jede Perücke auf diesen Puppenköpfen einen Briefumschlag geklebt. Ich möchte, dass ihr jeden Monat einen Kopf herunterholt, die Perücke aufsetzt, den Umschlag öffnet und an mich denkt. Ich bin immer bei euch. Ich

liebe euch alle und danke euch für das glücklichste, erfüllteste Leben, das eine Frau, Ehefrau, Mutter und Großmutter sich nur wünschen könnte. Danke für alles.«

Sie hält kurz inne und fügt dann mit einer Kuschhand hinzu: »P. S. Ich liebe euch.«

Ciara packt meinen Arm und dreht sich langsam zu mir um. »Ach du meine Güte ...«, flüstert sie.

Der Bildschirm wird schwarz, alle weinen, selbst diejenigen, die ihre Tränen bisher zurückgehalten haben. Ich kann mir kaum vorstellen, wie sich Angelas Familie nach diesem Abschied fühlt. Und ich kann Ciara nicht ansehen. Mir ist übel, mir ist schwindlig, ich kriege keine Luft mehr. Niemand schenkt mir die geringste Aufmerksamkeit, aber mir ist das alles so peinlich, als wüsste jeder Bescheid über mich und über das, was Gerry für mich getan hat. Wäre es unhöflich, wenn ich die Kirche jetzt verlasse? Ich sitze so nahe bei der Tür, und ich muss unbedingt an die Luft, ins Licht, raus aus dieser beengenden Szenerie. Sonst erstickte ich. Leise stehe ich auf, halte mich kurz an der Rückenlehne der Bank fest, um wieder ins Gleichgewicht zu kommen, und gehe zur Tür.

»Holly?«, flüstert Ciara hinter mir.

Endlich bin ich draußen und kann tief Luft holen, aber es reicht nicht, ich will weg von hier, nur weg.

»Holly!«, ruft Ciara, die mir gefolgt ist. »Ist alles in Ordnung mit dir?«

Ich bleibe stehen und schaue sie an. »Nein. Gar nichts ist in Ordnung mit mir.«

»Scheiße, das ist meine Schuld. Tut mir echt leid, Holly. Ich habe dich so gedrängt, bei meinem Podcast mitzumachen, obwohl du nicht wolltest. Ich habe dich praktisch dazu gezwungen, und das tut mir so leid. Alles ist meine Schuld. Kein Wun-

der, dass du Angela aus dem Weg gegangen bist. Jetzt verstehe ich es endlich. Und es tut mir total leid, ehrlich.«

Irgendwie schaffen ihre Worte es, mich wieder einigermaßen ins Gleichgewicht zu bringen – ich kann wirklich nichts dafür, dass ich mich so fühle. Ich habe das alles erlebt. Es ist nicht meine Schuld. Es ist unfair.

Ciara nimmt mich in den Arm, und ich lehne meinen Kopf an ihre Schulter, fühle mich so schwach und verletzlich und traurig wie früher. Aber das gefällt mir nicht. Ich will damit aufhören. Mit einem Ruck hebe ich den Kopf.

»Nein.«

»Was nein?«

Ich wische mir energisch die Augen und renne zum Auto. »So bin ich nicht mehr.«

»Wie meinst du das? Holly, schau mich an, bitte«, bettelt sie und versucht mich dazu zu bringen, ihr in die Augen zu sehen, während ich mich hektisch umschaue und mich anstrenge, meinen Blick zu schärfen und die Dinge aus der richtigen Perspektive zu betrachten.

»Das passiert mir nicht noch mal. Ich gehe zurück in den Laden. Zurück in mein Leben.«

. / .

Als die Zeitschrift, für die ich gearbeitet habe, damals Pleite machte und ich bei meiner Schwester im Laden anfang, entdeckte ich ein ganz neues Talent an mir: Ich kann echt gut sortieren. Während Ciara ein Händchen für alles Ästhetische hat, den Shop wunderschön dekoriert und jedes Stück genau an die richtige Stelle platziert, verbringe ich den Tag am liebsten im Lager und packe die Kartons und Müllsäcke aus, in denen uns die Leute ihre aussortierten Sachen bringen. Bei dieser

Arbeit kann ich mich völlig verlieren, und vor allem in den Tagen direkt nach Angela Carberrys Begräbnis wirkt die Beschäftigung wie eine Therapie auf mich.

Als Erstes entleere ich alle Behältnisse auf den Boden, dann setze ich mich dazu, kontrolliere, ob etwas in den Taschen vergessen worden ist, und trenne Wertvolles von Ramsch. Schmuck poliere ich, bis er blitzt und blinkt, ich putze Schuhe, bis sie glänzen, und befreie alte Bücher von Staub. Was sich nicht zum Verkauf eignet, wird gleich aussortiert, zum Beispiel schmutzige Unterwäsche, einzelne Socken, gebrauchte Stoff- und Papiertaschentücher. Je nachdem, wie viel ich zu tun habe, erlaube ich mir gelegentlich, meiner Neugier freien Lauf zu lassen. Ich studiere Bons und Notizzettel, versuche festzustellen, wann der Gegenstand zum letzten Mal benutzt worden ist, und male mir das Leben der Person aus, der er gehört hat. Dann kommen die Klamotten in die Waschmaschine, durchlaufen ein komplettes Wasch- und Spülprogramm. Zerknitterte Teile behandle ich mit dem Dampfglätter. Alles von Wert bewahre ich auf – Geld, Fotos, aber auch Briefe, die an den Absender zurückgehen müssen. Wenn möglich, erstelle ich detaillierte Listen, wem was gehört. Wenn Leute ihren Kram einfach nur loswerden wollten, bringen sie ihre Kartons und Tüten in den Laden, ohne ihre Kontaktdaten zu hinterlegen, und in diesen Fällen ist eine Wiedervereinigung mit dem Besitzer natürlich nicht möglich. Aber manchmal gelingt es mir tatsächlich, etwas zuzuordnen. Wenn wir das Gefühl haben, ein Teil nicht verkaufen zu können, oder wenn etwas nicht in Ciaras Konzept passt, wir es aber auch nicht zurückgeben können, packe ich es wieder ein und leite es an eine Wohltätigkeitsorganisation weiter.

So verwandle ich Alt in Neu und werde belohnt mit dem Ge-

fühl, etwas Sinnvolles zu tun. Heute ist genau der richtige Tag, mich in einen Pappkarton mit Habseligkeiten zu vertiefen, die jemand in dem Augenblick, als er sie loswerden wollte, eingepackt und sie damit für uns zu einer Ware gemacht hat. Kurz entschlossen schleppe ich eine Bücherkiste aus dem Lager hinüber in den Laden. Ich setze mich neben sie auf den Boden und fange an, Buchcover abzustauben, Eselsohren zu glätten und zu prüfen, ob sich zwischen den Seiten irgendwo interessante Buchzeichen versteckt haben. Manchmal finde ich alte Fotos, die als Lesezeichen gedient haben. Meistens finde ich nichts, aber alles, was ich finde, ist wichtig. So bin ich ganz in die Welt des Sortierens versunken, als das Glöckchen über der Ladentür klingelt.

Ciara kämpft in einer anderen Ecke des Ladens mit einer arm- und kopflosen Schaufensterpuppe und bemüht sich, ihr ein gepunktetes Teekleid überzuziehen.

»Hallo«, begrüßt sie die Kundin trotzdem sehr freundlich.

Sie ist viel besser um Umgang mit den Kunden als ich. Wenn ich die Wahl habe, konzentriere ich mich lieber auf die Ware, während für Ciara der Kontakt mit den Menschen am wichtigsten ist. Vor fünf Jahren haben Mathew und sie den Laden eröffnet, nachdem sie das Haus in der St. George's Avenue in Drumcondra, einem Stadtteil im Norden Dublins, gekauft hatten. In der Vorderfront war bereits ein großes Fenster, denn zuvor war hier ein Süßwarenladen gewesen, und die beiden wohnen in der Wohnung über dem Laden. Als Secondhandshop in einer ruhigen Wohnstraße ziehen wir nicht viel Laufkundschaft an, aber die Leute kommen gezielt hierher. Außerdem verschafft uns die Uni viele studentische Kunden, angelockt von den günstigen Preisen und dem Coolnessfaktor der Vintagekleidung. Ciara ist der Star des Ladens, sie orga-



nisiert Abendveranstaltungen, geht zu Messen, verfasst gelegentlich Zeitschriftenbeiträge oder tritt im Frühstücksfernsehen in einer Modesendung auf, in der sie die aktuelle Auswahl des Ladens zeigt. Wenn sie das Herz des Shops ist, dann ist Mathew, der die Buchhaltung, die Online-Präsenz und die technischen Aspekte des Podcasts managt, das Gehirn, und ich bin der Bauch des Ganzen.

»Hallo«, erwidert die Kundin Ciaras Gruß.

Ich kann sie nicht sehen, denn ich sitze auf dem Boden hinter einem Auslagenregal, deshalb halte ich mich raus und überlasse Ciara das Verkaufsgespräch.

»Ich glaube, ich kenne Sie«, sagt Ciara. »Sie haben bei Angelas Begräbnis die Trauerrede gehalten.«

»Ach, Sie waren auch da?«

»Ja, selbstverständlich, zusammen mit meiner Schwester. Angela hat den Laden immer phantastisch unterstützt, und wir werden sie sehr vermissen. Sie war eine echte Powerfrau.«

Jetzt bin ich ganz Ohr.

»Ihre Schwester war also auch da, sagen Sie?«

»Ja. Meine Schwester Holly. Aber momentan ist sie ... sehr beschäftigt.« Zum Glück fällt Ciara gerade noch rechtzeitig ein, dass ich mich nach der Trauerfeier vor zwei Wochen strikt geweigert habe, über den Vorfall zu sprechen, und ganz sicher kein Interesse haben werde, mich mit dieser Frau zu unterhalten.

Ich habe genau das getan, was ich angekündigt habe – ich bin in den Laden und in mein Leben zurückgekehrt. Mit dem Versuch, die Beerdigung einfach zu vergessen, bin ich allerdings komplett gescheitert – ich kann gar nicht aufhören, an sie zu denken. Offensichtlich hat Angela sich von meinem Bericht über Gerrys Briefe inspirieren lassen, in ihren letzten Lebens-

wochen für ihre Familie etwas Ähnliches zu tun. Dafür habe ich Verständnis, aber die Sache mit der Visitenkarte ist mir unbegreiflich. Was in aller Welt kann sie mit diesem »P. S. Ich liebe Dich«-Club beabsichtigt haben? In den letzten Wochen habe ich mir darüber den Kopf zerbrochen, wollte es gleichzeitig wissen und doch lieber nicht wissen, und jetzt sitze ich hier, will nicht gesehen werden, aber trotzdem alles mithören.

»Hat Holly ...?«, setzt die Frau an, lässt ihre Frage aber unvollendet und sagt stattdessen: »Ich heiße übrigens Joy, freut mich, Sie kennenzulernen. Angela hat diesen Laden hier geliebt. Wussten Sie, dass sie in diesem Haus aufgewachsen ist?«

»Nein! Das hat sie nie erwähnt. Nie. Unglaublich.«

»Ja, hier hat sie als Kind gelebt. Sieht ihr ähnlich, dass sie nie darüber gesprochen hat. Sie und ich waren Schulfreundinnen, ich habe um die Ecke gewohnt. Wir haben erst vor kurzem wieder Kontakt zueinander aufgenommen, aber ich weiß, dass Angela sich immer gefreut hat, ihre Sachen hierher bringen zu können, wo sie ihre Kindheit verbracht hat – nicht dass wir damals so schicke Sachen besessen haben. Ich kann mir so etwas bis heute nicht leisten.«

»Wow. Ich kann es immer noch nicht glauben«, sagt Ciara, die wahrscheinlich spürt, dass diese Frau nicht zum Stöbern hergekommen ist, denn sie fügt mit ihrer für gewöhnlich bewundernswerten, für mich in diesem Fall allerdings störenden Gastfreundlichkeit hinzu: »Hätten Sie gern einen Tee oder einen Kaffee?«

»Oh, Tee wäre wunderbar, danke. Mit einem Tropfen Milch bitte.«

Ciara geht ins Hinterzimmer. Ich höre Joy im Laden umhergehen und schicke ein Stoßgebet zum Himmel, dass sie mich nicht entdeckt, obwohl mir völlig klar ist, dass sie mich über

kurz oder lang finden wird. Ihre Schritte nähern sich. Halten inne. Ich blicke auf.

»Sie müssen Holly sein«, sagt Joy. Sie hat einen Stock.

»Hallo«, sage ich so unverbindlich, als hätte ich kein Wort von der Unterhaltung zwischen ihr und Ciara mitbekommen.

»Ich bin Joy. Eine Freundin von Angela Carberry.«

»Mein Beileid.«

»Danke. Es ging sehr schnell, sie hat am Ende rapide abgebaut. Ich frage mich, ob sie noch Gelegenheit hatte, mit Ihnen zu sprechen.«

Wäre ich höflich, würde ich jetzt aufstehen, damit die Frau mit dem Stock sich beim Reden nicht dauernd zu mir herunterbeugen muss. Aber ich habe gar keine Lust, höflich zu sein.

»Worüber denn?«

»Über ihren Club.« Joy greift in die Tasche und zieht eine Visitenkarte heraus. Die gleiche, die Gabriel mir gezeigt hat.

»Sie hat mir auch eine Visitenkarte geschickt, aber ich habe keine Ahnung, was sie bedeuten soll.«

»Angela – oder eigentlich wir beide zusammen haben eine Gruppe gegründet, und alle Mitglieder sind Fans von Ihnen.«

»Fans von mir?«

»Wir haben Ihren Podcast gehört, und was Sie gesagt haben, hat uns sehr berührt.«

»Danke.«

»Wären Sie vielleicht bereit, sich bei Gelegenheit einmal mit uns zu treffen? Ich möchte das, was Angela begonnen hat, gerne weiterführen ...« Auf einmal hat sie Tränen in den Augen, entschuldigt sich aber sofort dafür. »Oh, tut mir leid.«

In diesem Moment kommt Ciara mit dem Tee zurück. »Alles in Ordnung mit Ihnen, Joy?« Sie wirft mir einen entsetzten Blick zu – da steht eine Frau am Stock und weint, und ich sitze

völlig unbeteiligt mit einem Buch in der Hand auf dem Boden.  
Wie kaltherzig!

»Doch, doch, alles in Ordnung, danke. Tut mir sehr leid, ich bin wirklich eine Zumutung. Ich glaube, ich ... ich muss mich nur ein bisschen sammeln.«

»Ruhen Sie sich lieber noch eine Weile bei uns aus«, entgegnet Ciara und führt Joy zu dem Sessel neben der Umkleidekabine, in einer Ecke mit einem Spiegel und tollen Vorhängen, immer noch in meinem Blickfeld. »Verschnaufen Sie hier doch einfach ein bisschen, bis es Ihnen wieder bessergeht. Hier ist Ihr Tee. Ich hole noch schnell ein Taschentuch für Sie.«

»Oh, das ist wirklich nett von Ihnen«, sagt Joy schwach.

Aber ich bleibe auf dem Boden sitzen. Erst als Ciara weg ist, frage ich: »Worum geht es denn bei diesem Club eigentlich?«

»Hat Angela Ihnen das nicht erklärt?«

»Nein. Sie hat lediglich hier die Visitenkarte für mich hinterlassen. Aber wir haben nie darüber geredet.«

»Tut mir leid, dass sie es Ihnen nicht erklärt hat. Bitte lassen Sie es mich nachholen. Als Angela von Ihrem Vortrag zurückkam, hat sie mir voller Begeisterung die Idee mit dem Club unterbreitet, und wenn Angela Carberry sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, war sie unnachgiebig. Sie konnte extrem hartnäckig sein, und nicht immer auf die richtige Art. Sie war es gewohnt, zu bekommen, was sie wollte.«

Ich muss daran denken, wie Angela mich am Arm gepackt und ihre Fingernägel in meine Haut gebohrt hatte. Mit einer Dringlichkeit, die ich falsch ausgelegt habe.

»Angela und ich sind zusammen zur Schule gegangen, aber dann haben wir uns aus den Augen verloren. Wie das eben so ist. Vor ein paar Monaten sind wir uns zufällig über den Weg gelaufen, und ich glaube, weil wir beide krank waren, wurde

unsere Beziehung enger, als sie vorher je gewesen war. Nach Ihrem Vortrag hat sie mich angerufen und mir alles erzählt. Ihre Geschichte hat mich genauso sehr inspiriert. Deshalb habe ich noch ein paar anderen Menschen davon erzählt, weil ich dachte, sie könnten auch davon profitieren.«

Als Joy innehält, um Luft zu holen, merke ich plötzlich, dass ich den Atem anhalte. Mir ist eng um die Brust, mein Körper fühlt sich stocksteif an.

»Wir sind zu fünft – na ja, jetzt natürlich nur noch zu viert. Ihre Geschichte hat uns mit Hoffnung erfüllt. Wissen Sie, Holly, wir haben uns getroffen, weil wir etwas haben, das uns verbindet.«

Meine Finger umklammern das Buch so fest, dass es sich fast biegt.

»Bei uns allen wurde eine unheilbare Krankheit diagnostiziert. Wir sind nicht nur wegen der Hoffnung zusammen, die Sie in uns geweckt haben, sondern auch, weil wir ein gemeinsames Ziel verfolgen. Wir wollen für unsere liebsten Menschen Briefe schreiben, genau wie es Ihr Mann für Sie gemacht hat. Aber dafür brauchen wir dringend Ihre Hilfe, Holly. Uns fehlen nämlich die Ideen, und ...« Sie holt Luft, als würde sie ihre Energie zusammenkratzen. »Und wir haben leider nicht mehr viel Zeit.«

Schweigen. Ich kann mich nicht von der Stelle rühren, während ich mich bemühe, das, was sie gesagt hat, zu verarbeiten. Mir fehlen die Worte, ich bin fassungslos.

»Jetzt habe ich Ihnen die Pistole auf die Brust gesetzt, das tut mir leid«, meint Joy verlegen. Dann versucht sie aufzusteigen, die Teetasse in der einen, den Stock in der anderen Hand, und ich kann ihr nur benommen zuschauen. Ich bin so überwältigt, dass ich nichts mehr spüre, ich bin wie betäubt von

der Traurigkeit, die Joy und die anderen Clubmitglieder empfinden müssen. Wenn überhaupt, dann bin ich verärgert, weil sie diese Themen wieder in mein Leben bringt.

»Warten Sie, ich helfe Ihnen!«, ruft Ciara, läuft zu ihr, nimmt ihr den Tee ab und streckt ihr den Arm hin.

»Vielleicht könnte ich Ihnen meine Telefonnummer dalassen, Holly, und wenn Sie wollen ...« Sie schaut mich an, damit ich ihren Satz vollende, aber ich tue es nicht. Ich bin grausam und warte.

»Ich hole Stift und Papier«, kommt Ciara uns zu Hilfe.

Joy gibt Ciara ihre Kontaktdaten, und als sie geht, rufe ich ihr zum Abschied immerhin ein »Auf Wiedersehen« zu.

Dann klingelt das Glöckchen, die Tür schließt sich, Ciaras Vierzigerjahre-Peep-Toes – kombiniert mit Netzstrümpfen – klackern über den Holzfußboden und halten direkt neben mir an. Meine Schwester starrt mich an, studiert mich, und ich bin ganz sicher, dass sie gelauscht und alles gehört hat. Ich schaue weg und stelle das Buch ins Regal. Hier. Ja, ich glaube, das sieht gut aus.

## Kapitel 6

Nicht so viel Sauce, Frank!«, ruft Mum und will Dad die Sauciere wegnehmen. Aber da er wild entschlossen ist, seinen Braten in Sauce zu ertränken, hält er sie fest, und bei dem daraus resultierenden Tauziehen spritzt Sauce aus der Tülle des Kännchens auf die Tischdecke. Dad wirft Mum einen ärgerlichen Blick zu, wischt die dicken Saucentropfen mit der Hand auf und leckt sich die Finger ab, um seinen Protest deutlich zu machen.

»Sonst kriegen die anderen doch nicht genug«, erklärt Mum und reicht Declan das Kännchen.

Declan fängt die restlichen Tropfen von der Tülle mit dem Finger ab, leckt ihn ebenfalls gründlich sauber und will gleich noch einmal zulangen.

»Nachschlag gibt es aber nicht«, mischt Jack sich ein und nimmt den Krug an sich.

»Ich hatte doch noch gar nichts«, meckert Declan und versucht ihn zurückzuerobern, aber Jack verteidigt sich erfolgreich und gießt triumphierend einen Schwall Sauce über sein Essen.

»Jungs«, ermahnt Mum die beiden. »Also ehrlich, ihr be-  
nehmt euch wie kleine Kinder.«

Jacks Sprösslinge lachen.

»Lass noch was für mich übrig«, verlangt Declan und behält  
Jack im Auge. »Gibt es in London denn keine Bratensauce?«

»Jedenfalls nicht die von Mum«, erklärt Jack, zwinkert Mum  
zu, gießt dann Sauce auf die Teller seiner Kinder und reicht  
das Kännchen an Abbey, seine Frau, weiter.

»Ich mag keine Sauce«, nörgelt eins der Kinder.

»Her damit«, rufen Declan und Dad wie aus einem Munde.

»Am besten mache ich schnell noch mehr«, seufzt Mum,  
steht auf und flitzt in die Küche.

Inzwischen machen sich die anderen über das Essen her, als  
hätten sie seit Tagen gehungert; Dad, Declan, Mathew, Jack,  
Abbey und ihre Kinder. Mein großer Bruder Richard hat  
Chorprobe und kommt etwas später, Gabriel verbringt den  
Tag mit seiner Teenagertochter Ava. Da sie die meiste Zeit ih-  
res Lebens sehr wenig mit ihm zu tun haben wollte, sind solche  
Besuche für ihn jetzt sehr wertvoll. Alle sind mit ihrem Essen  
beschäftigt, nur Ciara beobachtet mich verstohlen. Als unsere  
Blicke sich treffen, greift sie hastig nach dem Salatlöffel.

Kurz darauf kommt Mum mit zwei frischen Saucenkänn-  
chen aus der Küche zurück. Das eine stellt sie in die Mitte des  
Tisches, das andere neben Ciara. Jack tut so, als wollte er da-  
nach greifen, Declan wird panisch, fährt hoch und packt sei-  
nerseits den Krug.

Jack lacht.

»Jungs«, ermahnt Mum sie wieder, und die beiden sind fürs  
Erste still.

Die Kinder kichern.

»Setz dich doch, Mum«, sage ich leise.



Sie schaut in die Runde ihrer hungrigen Familie, die ordentlich zulangt, und nimmt tatsächlich neben mir an der Kopfseite des Tisches Platz.

»Was ist das denn für Sauce?«, fragt Ciara und schaut in den Saucekrug.

»Vegane Bratensauce«, verkündet Mum stolz.

»Ah, Mum, du bist die Beste«, grinst Ciara, nimmt die Sauce, und eine trübe wässrige Flüssigkeit, mit etwa der Konsistenz dünner Suppe, ergießt sich über ihren Teller. Unsicher sieht Ciara mich an.

»Mmm«, mache ich.

»Ich bin nicht sicher, ob ich alles richtig gemacht habe«, meint Mum entschuldigend. »Ist sie gut?«

Ciara probiert. »Köstlich.«

»Lügnerin«, erwidert Mum lachend. »Hast du keinen Hunger, Holly?«

Mein Teller ist praktisch leer, dabei habe ich noch nicht mal angefangen zu essen. Brokkoli und Tomaten, mehr konnte ich nicht ertragen.

»Ich habe groß gefrühstückt«, sage ich. »Aber dein Essen ist großartig, Mum, danke.«

Ich setze mich aufrecht hin und esse los. Oder versuche es zumindest. Mums Essen ist – abgesehen von der veganen Sauce vielleicht – wirklich sehr lecker. So oft es geht, lädt sie uns sonntags zum großen Familienessen ein, was wir alle sehr lieben. Aber heute habe ich überhaupt keinen Appetit. Genau genommen habe ich den schon seit ein paar Wochen nicht mehr.

Besorgt beäugt Ciara meinen Teller. Sie und Mum wechseln einen Blick, und ich ahne sofort, dass Ciara ihr die Sache mit dem »P. S. Ich liebe Dich«-Club verraten hat. Ich verdrehe genervt die Augen in ihre Richtung.

»Mir geht's gut«, verkünde ich trotzig und stopfe mir zum Beweis ein ganzes Brokkoliröschen in den Mund.

Jack blickt auf und sieht mich an. »Warum, was ist denn los?«

Da ich den Mund voll habe, kann ich nicht antworten, aber ich verdrehe erneut die Augen und werfe ihm einen frustrierenden Blick zu.

Jack schaut zu Mum. »Was ist los mit Holly? Warum tut sie so, als würde es ihr gutgehen?«

Ich grumme durch mein Essen und versuche schnell zu kauen, damit ich dieses Thema mit einem Rundumschlag ein für alle Male beenden kann.

»Mit Holly ist gar nichts los«, antwortet Mum währenddessen ganz gelassen.

Aber Ciara legt hastig in einer schrillen Wortsalve nach: »Eine Frau, die an Krebs gestorben ist, hat vor ihrem Tod mit anderen todkranken Leuten einen ›P. S. Ich liebe Dich-Club‹ gegründet, und die wollen, dass Holly ihnen hilft, Abschiedsbriefe an ihre Lieblingsmenschen zu schreiben.« Im ersten Moment scheint sie erleichtert, dass sie diese Ansage losgeworden ist, aber dann sieht sie aus, als wäre ihr angst und bange vor den Folgen.

Inzwischen habe ich das Brokkoliröschen endlich fertig gekaut, ersticke beim Schlucken aber trotzdem fast. »Verdammt, Ciara!«

»Tut mir leid, ich musste das erzählen!«, verteidigt sie sich und hebt abwehrend die Hände.

Die Kinder kichern über meine unfeine Ausdrucksweise.

»Sorry«, entschuldige ich mich bei Abbey, ihrer Mum. »Leute«, verkünde ich dann und räuspere mich. »Mit mir ist alles in Ordnung. Ehrlich. Wechseln wir das Thema.«

Mathew schaut seine Frau, die alles verraten hat, miss-

billigend an. Ciara rutscht auf ihrem Stuhl ein Stück nach unten.

»Und wirst du diesen Leuten helfen, ihre Briefe zu schreiben?«, fragt Declan.

»Ich will nicht darüber reden«, antworte ich und fange an, eine Tomate zu zersäbeln.

»Mit wem jetzt, mit denen oder mit uns?«, fragt Jack.

»Mit niemandem!«

»Du willst den Leuten also nicht helfen?«, fragt Mum.

»Nein!«

Mum nickt mit undurchdringlichem Gesicht.

Schweigend essen alle weiter.

Ich hasse es, wenn Mum so ein undurchdringliches Gesicht macht.

Frustriert gebe ich nach. »Warum? Meinst du, ich sollte?«

Alle am Tisch, mit Ausnahme der Kinder und Abbey, die ihren Platz als Schwägerin kennt, antworten gleichzeitig, und ich verstehe keinen.

»Ich habe Mum gefragt.«

»Was ich denke, interessiert dich also nicht?«, ruft Dad beleidigt.

»Doch, natürlich interessiert es mich.«

Aber er ist eingeschnappt und widmet sich wieder seinem Essen.

»Ich glaube ...«, beginnt Mum nachdenklich. »Ich glaube, du solltest das tun, was sich für dich richtig anfühlt. Ich mische mich nicht gern in die Angelegenheiten anderer Leute ein, aber da du gefragt hast – wenn es dich in einen solchen Zustand versetzt ...« Sie schaut vielsagend auf meinen Teller, dann wieder in mein Gesicht. »Wenn es dich so mitnimmt, meine ich, dann ist es bestimmt keine gute Idee.«

»Sie hat doch gesagt, dass sie groß gefrühstückt hat«, verteidigt mich Mathew, und ich werfe ihm einen dankbaren Blick zu.

»Was hast du denn gegessen?«, fragt Ciara.

Ich verdrehe wieder die Augen. »Ein üppiges Frühstück mit Schweinefleisch und Schweineblut und Schinkenspeck von einer Kuh und Hühnereiern und allen möglichen anderen schmutzigen und fetttriefenden Tierprodukten. Und natürlich auch noch mit Butter von der Kuh.« Was alles nicht stimmt. Denn das Frühstück habe ich auch nicht runtergekiegelt.

Ciara starrt mich wütend an.

Die Kinder lachen.

»Kann ich filmen, wenn du ihnen hilfst?«, fragt Declan mit vollem Mund. »Könnte doch eine gute Dokumentation werden.«

»Sprich bitte nicht mit vollem Mund, Declan«, ermahnt ihn Mum.

»Nein. Weil ich ihnen nicht helfen werde«, beantworte ich Declans Frage.

»Was hält Gabriel denn von der ganzen Sache?«, fragt Jack.

»Keine Ahnung.«

»Weil sie ihm nichts davon erzählt hat«, mischt Ciara sich wieder ein.

»Holly«, ermahnt Mum mich leise.

»Wenn ich es sowieso nicht machen will, muss ich es ihm doch nicht erzählen«, protestiere ich, obwohl ich weiß, dass ich Unrecht habe. Ich hätte längst mit Gabriel darüber sprechen sollen. Er ist kein Idiot, er spürt, dass etwas im Busch ist. Selbst ohne Joys Erläuterungen zu dem Club bin ich seit meinem Telefongespräch mit Angelas Mann nicht mehr ich selbst.

Wieder sind alle eine Weile still.

»Du hast mich immer noch nicht gefragt«, sagt Dad schließlich und schaut vorwurfsvoll in die Runde, als hätte jeder Einzelne von uns seine Gefühle verletzt.

»Und was ist nun deine Meinung, Dad?«, frage ich gereizt.

»Nein, nein, ich habe inzwischen verstanden, dass du sie nicht hören willst«, sagt er, greift sich die zweite Sauciere und ertränkt erfolgreich seinen Nachschlag.

Ich spieße aggressiv ein weiteres Brokkoliröschen auf. »Jetzt sag schon, Dad.«

Tatsächlich überwindet er sich. »Ich finde, diesem Club beim Briefeschreiben zu helfen, ist eine sehr einfühlsame, fürsorgliche Geste für Menschen in Not, und es könnte dir guttun.«

Jack scheint von Dads Meinung irritiert zu sein, während Mum wieder ihr undurchdringliches Gesicht aufsetzt. Sie betrachtet das Problem zuerst unter allen möglichen Gesichtspunkten, ehe sie uns ihre Ansicht mitteilt.

»Sie kann jetzt schon nicht mehr richtig essen, Frank«, sagt sie dann leise.

»Sie inhaliert doch praktisch ihren Brokkoli«, entgegnet Dad und zwinkert mir zu.

»Und sie hat diese Woche sechs angeschlagene Teetassen ins Verkaufsregal gestellt«, fügt Ciara hinzu und streut weiter Salz in meine Wunde. »Sie ist total durch den Wind, seit sie von der Existenz dieses Clubs erfahren hat.«

»Manche Leute mögen Tassen mit kleinen Macken«, verteidige ich mich.

»Wer denn zum Beispiel?«

»Die Schöne und das Biest«, ruft Mathew.

Die Kinder lachen.

»Stimmen wir doch einfach ab. Alle, die es für eine gute Idee halten, dass Holly diesen Leuten hilft, heben die Hand«, ruft Ciara in die Runde.

Die Kinder heben die Hände. Abbey holt sie alle wieder runter.

Dad streckt seine Gabel in die Luft. Declan ebenfalls. Mathew sieht aus, als würde er sie gern unterstützen, aber Ciara wirft ihm einen strengen Blick zu, dem er zwar standhält, aber die Hand trotzdem nicht hebt.

»Nein«, sagt Jack mit fester Stimme. »Ich finde es keine gute Idee.«

»Ich auch nicht«, pflichtet Ciara ihm bei. »Und ich will nicht daran schuld sein, wenn es Probleme gibt.«

»Es geht aber nicht um dich«, murmelt Mathew sehr frustriert.

»Ich weiß. Aber Holly ist meine Schwester, und ich möchte nicht verantwortlich sein für ...«

»Hallo, ihr alle«, ertönt in diesem Moment vom Flur Richards Stimme, und kurz darauf steht er unter der Tür und schaut uns an. Er spürt natürlich, dass etwas in der Luft liegt.

»Was ist los?«

»Nichts«, antworten wir alle wie aus einem Munde.

· / ·

Ich bin allein im Laden, sitze hinter der Theke auf einem Hocker und starre ins Leere. Ciara und Mathew sind unterwegs, um von einer Familie in der Nähe, die dabei ist umzuziehen, ein paar Sachen abzuholen. Der Laden ist leer, keine Kundschaft, schon seit einer Stunde. Ich habe alle verfügbaren Tüten und Kisten ausgepackt, Wertgegenstände aussortiert und die erreichbaren Besitzer angerufen, um einen Abhol-

termin zu vereinbaren. Ich habe sämtliche Kleiderständer aufgeräumt, Sachen einen Zentimeter nach links oder einen Zentimeter nach rechts geschoben. Es gibt nichts mehr zu tun. Doch dann ertönt das Glöckchen an der Ladentür, und ein junges Mädchen kommt herein. Sie ist im Teenageralter, ziemlich groß und trägt auf dem Kopf einen aparten schwarz-goldenen Turban.

»Hallo!«, begrüße ich sie und bemühe mich, munter und freundlich zu klingen.

Das Mädchen lächelt schüchtern und verlegen, also schaue ich erst mal wieder weg. Manche Kunden möchten mit Aufmerksamkeit überhäuft, andere einfach nur in Ruhe gelassen werden. Aber ich beobachte die junge Frau aufmerksam, wenn sie gerade nicht hersieht. Sie hat ein Baby bei sich, das mit dem Gesicht nach vorn in einer Babytrage auf ihrem Bauch hängt und energisch mit den pummeligen, in eine Strumpfhose gezwängten Beinchen strampelt. Es ist höchstens ein paar Monate alt, und die Mutter – falls sie es tatsächlich ist, denn sie wirkt sehr jung – beherrscht meisterhaft die Kunst, sich so vor den Ständern zu platzieren, dass die Sachen außerhalb der Reichweite des Babys bleiben. Immer wieder schaut sie zu mir herüber und dann schnell wieder weg, tut so, als interessiere sie sich für die Klamotten, nimmt aber in Wirklichkeit nur mich unter die Lupe. Kurz frage ich mich, ob sie womöglich etwas klauen will – manchmal behalten Ladendiebe ja lieber mich im Auge als unsere Klamotten. Das Baby stößt einen Schrei aus. Die junge Frau nimmt seine Hand, und die winzigen Babyfinger legen sich um den viel größeren Erwachsenenfinger.

Früher einmal habe ich mir auch ein Baby gewünscht. Vor zehn Jahren. Ich wollte dieses Baby so sehr, dass mein Körper

mich jeden Tag drängte, endlich schwanger zu werden. Doch als Gerry krank wurde, verschwand die Sehnsucht, denn jetzt stand sein Überleben an erster Stelle, und die ganze Wunschenergie konzentrierte sich darauf. Als er starb, starb auch meine Sehnsucht nach einem Kind. Ich hatte ein Baby mit ihm gewollt, und er war nicht mehr da. Doch als ich mir jetzt im Laden dieses wunderschöne kleine Wesen ansehe, wird in mir eine Saite zum Schwingen gebracht, eine Erinnerung an das, was ich mir einmal so sehr gewünscht habe. Ich bin siebenunddreißig Jahre alt, es ist also noch möglich. Wenn ich mit Gabriel zusammenziehe, könnte es passieren, aber ich glaube, wir sind beide nicht wirklich bereit dafür. Er ist zu sehr mit der Beziehung zu seiner Tochter beschäftigt.

»Ich will nichts klauen«, sagt die junge Frau auf einmal und reißt mich aus meiner Trance.

»Pardon?«

»Sie starren mich dauernd so an. Ich will aber nichts klauen«, wiederholt sie defensiv und verärgert.

»Sorry, das wollte ich auch nicht ... ich habe nur vor mich hin geträumt«, erkläre ich und stehe auf. »Kann ich Ihnen irgendwie helfen?«

Sie sieht mich an, ein langer Blick, als versuche sie, mich einzuschätzen. »Nein«, sagt sie nach einer Weile entschieden.

Dann geht sie zur Tür, das Glöckchen ertönt, die Tür schließt sich hinter ihr. Ich starre ihr nach, und plötzlich fällt mir ein, dass sie schon einmal hier war. Vor ein paar Wochen, vielleicht sogar letzte Woche, vielleicht sogar schon ein paar mal. Jedenfalls hat sie immer dasselbe gemacht – sich mit ihrem Baby unsere Sachen angeschaut. Ich erinnere mich genau daran, weil Ciara ihr einmal ein Kompliment für den Turban gemacht und sich dann, inspiriert von dieser Mode, eine Wo-



che lang einen roten Schal mit weißen Punkten um den Kopf gewickelt hat. Bisher hat das Mädchen nie etwas gekauft. An sich ist das nichts Besonderes, denn viele Leute schauen sich in Secondhandshops oft nur um, vielen gefällt es, sich anzuschauen, was einmal anderen gehört hat, zu überlegen, warum sie es weggegeben und wie sie wohl gelebt haben. Sachen, die einmal jemandem gehört haben, sind immer etwas Besonderes. Manche Leute finden sie wertvoller, andere glauben, gebraucht sei ein Synonym für schmutzig, und dann gibt es noch diejenigen, die einfach etwas für gebrauchte Gegenstände übrighaben. Aber die junge Frau hatte recht, ich habe ihr tatsächlich nicht über den Weg getraut.

Kurz darauf hält Mathews und Ciaras Van vor dem Laden. Ciara springt heraus, heute in einem paillettenbesetzten jumpsuit aus den Achtzigern und Turnschuhen. Die beiden fangen an, den Kofferraum auszuräumen.

»Hallo, David Bowie.«

Ciara grinst. »Mann, wir haben echt tolle Sachen gefunden, die werden dir garantiert gefallen. Ist hier irgendwas Aufregendes passiert?«

»Nein, es war ziemlich ruhig.«

Mathew läuft mit zwei aufgerollten Teppichen unter dem Arm vorbei und ruft mit seinem dicken australischen Akzent: »Wir haben bald mehr Teppiche als ein kahler Mann Toupets.«

Ich muss an Angelas Perücken und die darunter für ihre Familie versteckten Briefe denken.

Ciara mustert mich. »Alles in Ordnung mit dir?«

»Ja, Ciara.« Zurzeit fragt sie mich das ungefähr alle zehn Minuten.

Als Mathew im Lager verschwindet, fügt sie noch hinzu: »Ich wollte dir nur noch mal sagen, dass es mir leidtut. Wirk-

lich. Ich fühle mich immer noch verantwortlich für das, was passiert ist.«

»Hör auf, Ciara ...«

»Nein. Wenn es dir wieder schlechter geht, weil ich Mist gebaut habe, dann tut es mir sehr leid. Bitte sag mir einfach, was ich tun kann, um es wiedergutzumachen.«

»Du hast nichts falsch gemacht. Solche Sachen passieren eben, du kannst nichts dafür. Aber wenn Joy oder sonst jemand von diesem Club vorbeikommt, dann richte ihnen bitte aus, dass ich kein Interesse habe. Okay?«

»Ja, klar. Ich habe diesem Typen gestern schon klargemacht, dass er nicht noch mal zu kommen braucht.«

»Welchem Typen denn?«

»Er hat gesagt, er ist auch von diesem Club. Sein Name war ... na ja, ist ja egal, wie er hieß, er kommt sowieso nicht wieder. Ich habe ihm klipp und klar zu verstehen gegeben, dass er dich in Frieden lassen soll, vor allem hier bei der Arbeit, da passt es überhaupt nicht.«

Vor lauter Ärger habe ich Herzklopfen. »Dann kommen sie also tatsächlich hierher.«

»Sie?«

»Na, die Clubmitglieder. Vorhin war ein Mädchen da, ich habe sie schon öfter gesehen. Sie hat mich ganz komisch angestarrt und mir vorgeworfen, ich würde sie verdächtigen, dass sie klagt. Sie gehört bestimmt auch zu denen.«

»Nein ...« Ciara mustert mich besorgt. »Ich meine, du kannst doch nicht bei allen Kunden, die dich mal komisch anstarren, gleich denken, dass sie zu diesem Club gehören.«

»Die Frau neulich hat doch gesagt, dass sie fünf Mitglieder hatten und jetzt noch vier übrig sind. Inzwischen hat mir nicht nur der Geist der vergangen, sondern auch der gegenwär-

tigen und heute der zukünftigen Weihnacht seinen Besuch abgestattet. Sie werden mich nie mehr in Ruhe lassen, oder?«, frage ich, immer noch wütend über diese Übergriffe in mein nettes, normales, stabiles, glückliches Wiederaufbauleben. »Weißt du was – ich werde mich einfach mit ihnen treffen. Ich werde mich diesem kleinen Club stellen und den Mitgliedern unmissverständlich klarmachen, dass sie mich in Ruhe lassen sollen. Wo ist denn die Nummer von dieser Frau?« Ich fange an, in den Schubladen zu wühlen.

»Du meinst die Nummer von Joy?«, fragt Ciara, immer noch besorgt. »Vielleicht solltest du sie lieber ignorieren, denn ich glaube, dass sie es irgendwann ganz von selbst kapieren werden.«

Aber ich habe den Zettel gefunden und greife nach meinem Telefon. »Entschuldige mich mal eine Minute.« Dann renne ich zur Tür. Dieses Gespräch muss ich an der frischen Luft führen.

»Holly!«, ruft Ciara mir nach. »Denk bitte dran, dass die Leute schwerkrank sind. Das sind keine fiesen Spinner. Sei nett zu ihnen.«

Aber ich bin schon draußen, ziehe die Tür hinter mir zu und entferne mich ein paar Schritte vom Laden, während ich Joys Nummer wähle. Ich werde diesem Club schon beibringen, mich ein für alle Mal in Ruhe zu lassen.

## Kapitel 7

Der »P. S. Ich liebe Dich«-Club trifft sich am 1. April in Joys von der Morgensonne gewärmtem Wintergarten. Ihr heller Labrador döst auf den warmen Fliesen, und wir müssen um ihn herumgehen, wenn wir irgendwohin wollen. Ich betrachte die vor mir sitzenden Clubmitglieder und fühle mich unbehaglich und genervt. Eigentlich wollte ich mich nur mit Joy treffen, um mit meiner einstudierten Rede ihre Einladung höflich, aber bestimmt abzulehnen – damit, dass alle anderen ebenfalls auftauchen würden, habe ich absolut nicht gerechnet. Wie es aussieht, hat Joy meinen Vorschlag, uns zu treffen, vollkommen falsch ausgelegt, und jetzt wünschte ich, ich hätte mich nicht so ehrenhaft für eine Abfuhr von Angesicht zu Angesicht entschieden, sondern ihr alles gleich am Telefon gesagt.

»Er ist ein Faulpelz, stimmt's, mein alter Freund?«, erklärt Joy, und schaut den Hund voller Zuneigung an, während sie eine Tasse Tee und einen großen Teller mit Keksen neben mich auf den Tisch stellt. »Wir haben ihn angeschafft, als ich meine Diagnose bekommen habe, als Gesellschaft und Ablenkung für alle, und wir haben es keine Sekunde bereut. Er ist in-

zwischen schon neun Jahre alt«, erzählt Joy. »Ich habe übrigens MS. Multiple Sklerose.«

Bert, ein großer, breiter Mann Ende sechzig, der durch eine Nasenkanüle Sauerstoff einatmet, ist als Nächster an der Reihe. »Ich sehe so gut aus, dass es mir selbst den Atem verschlägt«, erklärt er augenzwinkernd.

Paul und Joy kichern, Ginika verdreht die Augen wie ein Teenager, wenn der Vater blöde Witze macht. Meine Einschätzung war richtig, sie ist tatsächlich die junge Frau, die im Laden war. Wenigstens bin ich nicht paranoid. Ich lächle höflich in die Runde.

»Lungenemphysem«, korrigiert Bert sich und lacht über seinen eigenen Scherz.

Dann ist Paul an der Reihe. Er ist jünger als Bert und Joy, eher in meinem Alter. Er ist attraktiv, sieht gesund aus und ist der zweite mysteriöse Ladenbesucher. Der, den Ciara weggeschickt hat. »Hirntumor.«

Junger, hübscher Mann, Hirntumor. Genau wie Gerry. Das ist mir viel zu nah. Ich sollte lieber gleich gehen. Aber wann ist der richtige Zeitpunkt zu verschwinden, wenn ein junger Mann gerade dabei ist, von seinem Krebsleiden zu erzählen?

»Meine Situation ist ein bisschen anders als bei den anderen. Ich bin zurzeit in Remission.«

Ein kleiner Stein fällt mir vom Herzen. »Oh, das ist doch eine gute Nachricht.«

»Ja«, sagt er, sieht aber nicht besonders erleichtert aus. »Es ist das zweite Mal, dass der Tumor sich zurückbildet, aber ein Hirntumor kommt leider häufig wieder. Beim ersten Mal war ich nicht bereit, aber wenn er diesmal wiederkommt, möchte ich vorbereitet sein. Für meine Familie.«

Ich nicke, und mein Herz wird noch schwerer. Trotz der

Remission bereitet er sich aufs Sterben vor, er hat Angst, dass der Tumor zurückkommt. »Mein Mann hatte primären Hirnkrebs.« Irgendetwas treibt mich dazu, auf diese Art Konversation zu machen, aber kaum sind die Worte aus meinem Mund, wird mir klar, dass es gar kein gutes Thema ist, denn wir wissen ja alle, dass mein Mann gestorben ist.

Eigentlich bin ich hier, um meinem Engagement ein Ende zu bereiten, bevor es richtig angefangen hat, aber sobald ich zur Tür hereinkam und die Gruppe sah, überfiel mich das Gefühl, dass jemand die Sanduhr umgedreht hatte. Jetzt, wo die Körnchen durchrieseln, frage ich mich, ob es nicht vielleicht reicht, dass ich mich einmal mit diesen Menschen treffe. Ich kann mein schlechtes Gewissen beschwichtigen, ein bisschen zu helfen versuchen und mich wieder in mein Leben zurückziehen. Dauert bestimmt nicht länger als eine Stunde.

Ich schaue zu dem Mädchen neben mir, Ginika. Vielleicht werden mich die Clubmitglieder nicht mehr belästigen, nachdem ich heute hier gewesen bin. Ich werde ihnen deutlich sagen, dass ich so etwas nicht will. Ginikas kleine Tochter Jewel sitzt auf ihrem Schoß und spielt mit den Armreifen ihrer Mutter.

Als Ginika merkt, dass sie mit dem Erzählen an der Reihe ist, stößt sie ohne aufzublicken hervor: »Gebärmutterhalskrebs.« Ihre Stimme klingt hart, sie beißt die Zähne zusammen. Sie ist wütend, kein Zweifel.

Okay. Okay. Jetzt sag es ihnen, bring es hinter dich. Sag ihnen, dass du nicht hier sein willst, dass du ihnen nicht helfen kannst.

Alle schweigen.

»Wie Sie sehen, befinden wir uns alle in unterschiedlichen Stadien unserer jeweiligen Krankheit«, sagt Joy schließlich.

Offenbar ist sie das Sprachrohr der Gruppe. »MS ist keine tödliche Krankheit, sondern ein lebenslanges Leiden, und in letzter Zeit haben meine Symptome sich verstärkt. Angela schien gut auf die Behandlung anzusprechen, aber dann ging es ihr plötzlich rapide schlechter. Paul geht es körperlich eigentlich sehr gut, aber ... keiner von uns weiß es so genau – es ist immer ein Auf und Ab, nicht wahr?«, fährt sie fort und blickt ihre Freunde an. »Ich denke, ich spreche für uns alle, wenn ich sage, dass wir nicht wissen, wie viele gute Tage uns noch bleiben. Und trotzdem – heute sind wir hier, und das ist es, was zählt.«

Mit Ausnahme von Ginika nicken alle. Für sie ist es anscheinend nicht unbedingt das Wichtigste, dass sie heute hier ist.

»Ein paar von uns haben schon Ideen für unsere Briefe, andere sind noch nicht so weit. Wir wären Ihnen sehr dankbar, wenn Sie uns mit Ihrer Erfahrung ein bisschen auf die Sprünge helfen könnten.«

Das ist mein Stichwort, bei dem ich mich zurückziehen kann. Sie sind keine Unmenschen, sie werden es verstehen, und selbst wenn nicht, was kümmert es mich? Ihnen liegt ja auch nichts an meiner seelischen Stabilität. Ich muss für mich sorgen. Entschlossen rutsche ich auf meinem Stuhl nach vorn. »Ich muss Ihnen erklären ...«

»Also, eine Idee habe ich schon«, unterbricht mich Bert, etwas atemlos, was ihn aber keineswegs dazu bringt, weniger weitschweifig zu werden. »Ich will für meine Frau Rita eine Schatzsuche organisieren, und ich könnte Ihre Hilfe brauchen, weil die Hinweise überall im ganzen Land verteilt werden sollen.«

»Im ganzen Land?«

»Ich stelle es mir so ähnlich vor wie bei einem Pub Quiz.

Zum Beispiel könnte die erste Frage lauten: ›Wo hat Brian Boru, Hochkönig von Irland, seine letzte Schlacht ausgefochten, die mit seinem Tod endete?‹ Dann fährt Rita nach Clontarf, und dort wartet schon der nächste Hinweis auf sie.« Ein Hustenanfall überfällt ihn.

Ich blinzele. So etwas habe ich nicht erwartet.

»Ich finde, du bist ein Geizhals«, stichelt Paul ihn. »Du solltest Rita lieber nach Lanzarote schicken, wie Gerry es bei Holly gemacht hat.«

»Ach, bleib mir weg mit dem Quatsch«, schnaubt Bert, verschränkt die Arme vor der Brust und sieht mich herausfordernd an. »Warum hat er Sie eigentlich da hingeschickt?«

»Weil die beiden dort die Flitterwochen verbracht haben«, antwortet Paul an meiner Stelle.

»Oooh, stimmt!« Joy schließt verträumt die Augen. »Und da haben Sie die Delphine beobachtet, richtig?«

Mir schwirrt der Kopf. Diese Leute sprechen über meine Erlebnisse, als handle es sich um eine Episode einer Reality-TV-Serie. Beiläufige Gespräche an der Kaffeemaschine.

»Er hat die Tickets im Reisebüro hinterlegt, damit sie sie da abholen konnte«, erklärt Ginika gerade für Bert.

»Ah, ja«, antwortet er und erinnert sich offenbar wieder.

»Wie war die Verbindung zu den Delphinen noch mal, Holly? Ich glaube, das haben Sie im Podcast nicht erwähnt«, fragt Paul und greift nach einem Schokokeks. Alle schauen mich an, und ich fühle mich merkwürdig, als ich sie so über Gerrys Briefe reden höre. Sicher, ich habe mit Ciara kurz über sie gesprochen – in einem kleinen Laden vor ungefähr dreißig Zuhörern –, aber ich habe überhaupt nicht daran gedacht, dass meine Geschichte sich ja weiterverbreiten könnte, dass wildfremde Menschen sie auf irgendwelche Geräte downloaden



und sich zu Hause anhören würden. Zur Unterhaltung! Und wenn ich diesen Leuten jetzt dabei zuhöre, wie sie ganz locker miteinander über die schwersten, tiefsten, dunkelsten Momente meines Lebens sprechen, fühle ich mich, als wäre ich plötzlich ganz weit weg. Fast so, als hätte ich meinen Körper verlassen.

Ich schaue von einem zum anderen und versuche, dem rasanten Tempo ihres Gesprächs zu folgen. Fragen fliegen hin und her wie bei einer Quizshow mit Zeitbegrenzung. Ich möchte antworten, aber ich kann nicht schnell genug denken. Mein Leben lässt sich nicht in kurzen Einwortsätzen erzählen, es braucht Kontext, Schauplätze, Erläuterungen und emotionale Reaktionen, keine Schnellfeuersalven. Es kommt mir absolut surreal vor und bringt mich immer mehr in Rage, wie unbekümmert diese Menschen über den Prozess des Briefeschreibens reden. Am liebsten möchte ich alle schütteln und sie anschreien, sie sollten sich doch mal selbst zuhören.

»Der Brief, über den *ich* gern etwas erfahren würde, ist der mit den Sonnenblumenkernen. Sind Sonnenblumen wirklich Ihre Lieblingsblumen?«, fragt Joy. »Hat Gerry Sie aufgefordert, die Kerne einzupflanzen? Mir gefällt das wirklich sehr. Ich möchte Joe gerne bitten, einen Baum für mich zu pflanzen oder so, und den schauen sie sich dann jeden Tag an und denken ...«

»... daran, wie viele Jahre Sie inzwischen schon tot sind«, falle ich ihr ins Wort, ohne nachzudenken, und meine Stimme klingt schärfer als beabsichtigt.

»Oh«, sagt Joy und wirkt erst überrascht, dann enttäuscht. »Unter diesem Aspekt habe ich das noch gar nicht betrachtet. Ich dachte, es ist etwas, das meine Lieben an mich erinnert.« Hilfesuchend blickt sie in die Runde.

»Aber sie werden sich ohnehin an Sie erinnern. Jede Sekunde, jeden Tag. Ob sie wollen oder nicht. Jedes Wort, alles, was sie riechen, schmecken, hören, alles im Leben Ihrer liebsten Menschen ist doch direkt mit Ihnen verbunden. In gewisser Weise werden Sie wie ein Geist für sie herumspuken. Sie werden ständig in ihren Gedanken sein, selbst in den Augenblicken, wenn die, die sie zurücklassen, es gar nicht wollen. Andererseits werden sie auch nicht wissen, wie sie sonst weitermachen sollen, ohne Sie. Manchmal werden sie zu allem bereit sein, um nicht an Sie denken zu müssen. Sie brauchen keine Extrablumen oder irgendwelche Bäume, um Sie zu sehen, sie brauchen kein Quiz, um sich an Sie zu erinnern. Verstehen Sie?«

Joy nickt hastig, und ich merke, dass ich viel zu laut und aufgeregt gesprochen habe. Ich klinge wütend, obwohl ich das wirklich nicht beabsichtigt habe. Ich reiße mich zusammen. Meine Reaktion überrascht mich, auf meinen harten Ton war ich selbst nicht gefasst.

»Aber Gerrys Briefe haben Ihnen doch gefallen, oder nicht, Holly?«, fragt Paul und bricht damit das betretene Schweigen.

»Ja, natürlich!« Jetzt klinge ich defensiv, ich höre es genau. Natürlich mochte ich Gerrys Briefe. Ich habe für sie gelebt.

»Es ist nur ... es klingt ein bisschen wie ...«, beginnt Paul, aber Joy legt ihm die Hand aufs Knie. Er unterbricht sich und blickt auf ihre Hand.

»Wie klingt das?«

»Ach nichts.« Abwehrend hebt er die Hände.

»Sie haben ganz recht, Holly«, sagt Joy langsam und gedankenverloren und mustert mich. »Vielleicht würde es bei meinen Lieben nicht als Feier meines Lebens ankommen, sondern als Markierung meines Todes. Haben Ihnen die Sonnenblumen auch dieses Gefühl gemacht?«

Mir ist heiß, ich schwitze.

»Nein, ich mochte die Sonnenblumen.« Meine Worte klingen, als wären sie gepanzert. »Jedes Jahr an einem bestimmten Tag pflanze ich welche, bis heute. Das hat Gerry mir aber nicht aufgetragen, ich habe nur irgendwann beschlossen, dass ich eine Tradition daraus machen möchte.«

Die Idee beeindruckt Joy anscheinend, denn sie kritzelt etwas in ihr Notizbuch. Ich erwähne nicht, dass die Sonnenblumen eigentlich eine Idee meines Bruders Richard waren und dass er mir auch geholfen hat, sie zu pflegen. Aber ich habe sie angeschaut. Die ganze Zeit. Manchmal konnte ich ihren Anblick kaum ertragen, dann wieder zogen sie mich magnetisch an. An guten Tagen habe ich sie kaum bemerkt.

Ich rutsche unbehaglich auf meinem Stuhl herum. Doch Joy fährt nachdenklich fort: »Jedes Jahr am gleichen Tag etwas pflanzen – vielleicht an meinem Todestag? Oder nein ...« Sie hält inne und schaut mich an, den Kuli auf mein Gesicht gerichtet. »Lieber an meinem Geburtstag. Das ist positiver.«

Ich nicke matt.

»Mir fällt bei solchen Themen einfach nichts richtig Gutes ein«, seufzt sie.

»Mir schon«, meint Bert, und jetzt ist *er* in der Defensive. »Ich habe alles geplant. Die Idee hatte ich mal in meinem Pub. Ich liebe Ratespiele. Und meine Frau hat bestimmt eine Menge Spaß damit. Wegen diesem Ding hier können wir schon lange nicht verreisen«, sagt er und deutet mit dem Daumen auf sein Sauerstoffgerät.

»Aber was, wenn Ihre Frau einmal die Antwort nicht weiß?«, frage ich.

Alle starren mich an.

»Natürlich weiß sie die. In dem Quiz geht es nur um ganz

normale Allgemeinbildung. Wo wurde Brian Boru besiegt? Wie heißt die Inselgruppe, nach der ein Pullover benannt ist? Woher stammt Christy Moore? Und schon schwirrt Rita ab nach Limerick, wo bereits der nächste Hinweis auf sie wartet.«

»Christy Moore kommt aber aus Kildare«, korrigiere ich ihn sofort.

»Was? Nein, ist er nicht«, widerspricht er. »Ich höre ihn doch dauernd.«

Paul nimmt sein Smartphone zur Hand und googelt Christy Moore. »Kildare«, verkündet er schließlich.

Ginika verdreht die Augen. »O Mann, Bert, das funktioniert doch alles nicht, wenn du selbst nicht mal die richtige Antwort auf deine blöden Fragen weißt. Auf welche von den Aran Islands soll deine Frau denn? Und in welches Gebäude? Liegt dein Brief für sie auf dem Boden, wenn sie aus der Fähre steigt? Oder schaukelt sie als Flaschenpost am Strand? Du musst das genauer machen.«

Paul und Joy lachen. Ich kann nicht. Mir ist das alles zu unwirklich. Wie bin ich bloß in dieser Diskussion gelandet?

»Ach hört doch auf, ihr alle«, sagt Bert und wird allmählich etwas hektisch.

»Gott sei Dank ist Holly hier, die uns sagen kann, wo es langgeht«, sagt Joy und schaut mich mit einem verlegenen Stirnrunzeln an. Als wollte sie mir sagen: *Siehst du? Deshalb brauchen wir dich.*

Ihre Sorge ist berechtigt. Es geht um ein ernstes, wichtiges Thema, dieser Club muss mit solchen Albernheiten aufhören. Ich muss sie wieder auf Kurs bringen. »Also Bert, was passiert, wenn Ihre Frau die Antwort nicht weiß? Sie wird in tiefer Trauer sein, und Trauer bringt das Gehirn nun mal völlig durcheinander, glauben Sie mir. Womöglich setzen die Fragen

Ihre Frau unter Druck, womöglich bekommt sie das Gefühl, sie müsste eine Prüfung bestehen. Vielleicht sollten Sie die Antworten aufschreiben und sie für solche Fälle bei irgendjemandem für Ihre Frau hinterlegen.«

»Aber dann mogelt sie bestimmt!«, ruft er. »Der Grund für das Ganze ist doch, dass sie rauskommt und über andere Dinge nachdenkt.« Er fängt wieder an zu husten.

»Du kannst die Antworten doch Holly zum Aufbewahren geben, Bert«, schlägt Joy vor. »Und wenn Rita nicht weiterkommt, kann sie Holly anrufen.«

Mir wird flau im Magen. Mein Herz stolpert. Ich bin nur für eine Stunde hergekommen. *Eine* Stunde, mehr nicht. Sag es ihnen, Holly, sag es ihnen.

»Holly, Sie könnten die Wächterin unserer Notizen sein. Natürlich nur, wenn Sie es wollen«, sagt Bert und salutiert mir. »Während wir in den Krieg ziehen.«

So hatte ich mir das überhaupt nicht vorgestellt. Ich hatte mir eingeredet, ich könnte mich ein Stündchen zu diesen Leuten setzen, mir ihre Briefideen anhören, ihnen ein paar Tipps geben und mich dann wieder aus ihrem Leben zurückziehen. Ich möchte hier keine Funktion übernehmen. Wenn Gerry jemanden gehabt hätte, der ihm mit den Briefen hilft, hätte ich die Betreffenden mit Fragen überhäuft. Ich hätte immer mehr wissen wollen, ich hätte alles in Bewegung gesetzt, um jedes Detail über die geheimen Momente ohne mich in Erfahrung zu bringen. Ich hatte Barbara, die Frau im Reisebüro, an Weihnachten praktisch schon auf einen Drink zu mir nach Hause eingeladen, weil ich sie unbedingt zu einem Teil meines Lebens machen wollte, bevor mir endlich klar wurde, was für eine Zumutung das für sie gewesen wäre. Sie konnte mir keine neuen Informationen mehr liefern, ich hatte längst alles über

ihre kurze Begegnung mit Gerry aus ihr herausgequetscht und sie unzählige Male angefleht, mir alles doppelt und dreifach zu erzählen.

Und hier wollen diese Leute, diese wildfremden Menschen, mich für die Zeit nach ihrem Tod zu ihrem Torwächter machen! Sie selbst werden nicht mehr da sein, aber der Rat, den ich ihnen gebe, wird ihre Liebsten für immer beeinflussen. Ich sollte mich sofort aus dem Staub machen, ehe ich noch tiefer hineingezogen werde und es endgültig zu spät ist. Ich sollte an meinem Plan festhalten. Ich bin hergekommen, um ihre Bitte abzulehnen.

»Oh, seht euch das an«, sagt Joy und gießt den letzten Tee in ihre Tasse, bis sie überläuft und einen See in der Untertasse bildet. »Der Tee ist alle. Holly, wären Sie so nett, für Nachschub zu sorgen?«

Etwas benommen nehme ich die Kanne entgegen, steige über den Hund und verlasse den Raum. Während ich in der Küche darauf warte, dass das Wasser kocht, überlege ich panisch, wie ich mich aus diesem Albtraum befreien kann. Plötzlich höre ich, wie die Hintertür zum Garten aufgeht, jemand kommt herein, tritt sich auf der Matte die Füße ab, und ein Mann kommt in die Küche.

»Oh«, sagt er. »Hallo. Sie gehören sicher auch zum Buchclub.«

Ich zögere. »Ja, klar«, antworte ich dann doch, stelle den Wasserkocher weg und wische mir die Hände an meiner Jeans ab.

»Ich bin Joe, Joys Mann.«

»Ich bin Holly.«

Er schüttelt mir die Hand und mustert mich. »Sie sehen ... gut aus ... Holly.«

»Mir geht es auch gut«, lache ich. Erst einen Sekundenbruchteil später begreife ich, was er gemeint hat. Vielleicht kennt er den wahren Grund für das heutige Treffen nicht, aber offensichtlich weiß er, dass es nicht allen Mitgliedern dieses kleinen Clubs gutgeht.

»Freut mich zu hören.«

»Ich wollte eigentlich gerade gehen«, erkläre ich. »Ich mache vorher nur schnell noch frischen Tee. Ich bin schon spät dran für einen Termin, den ich schon zweimal verschoben habe. Wenn ich wieder nicht auftauche, kriege ich wahrscheinlich nie wieder einen«, plappere ich drauflos.

»Na, dann verschwinden Sie mal lieber. Ich mache den Tee.«

»Danke.« Ich gebe ihm die Teekanne. »Wären Sie so nett, mich bei den anderen zu entschuldigen?«

»Natürlich, gern«, antwortet er.

Ich ziehe mich in Richtung Haustür zurück. Jetzt habe ich eine gute Chance zu gehen. Aber dann merkte ich, wie unsicher Joe sich in der Küche bewegt.

Er öffnet eine Schranktür nach der anderen. Kratzt sich am Kopf. »Tee, haben Sie gesagt?«, fragt er und zieht eine Schublade heraus. Kratzt sich wieder am Kopf. »Ich weiß nicht ...«, brummt er, während er die Suche fortsetzt.

Ich mache kehrt, gehe wieder zu ihm in die Küche, öffne die Tür des Hängeschranks über dem Wasserkocher, und zum Vorschein kommt die Teepackung. »Hier ist er.«

»Ah«, ruft er und schiebt die Tür vor den Töpfen und Pfannen wieder zu. »Stimmt, da ist er ja. Normalerweise macht Joy immer den Tee. Wahrscheinlich braucht der Club auch die Zuckerdose, richtig?« Erneut fuchtelt er an den Schränken herum. Dann schaut er mich wieder an. »Fort mit Ihnen, Sie wollen doch Ihren Termin nicht verpassen.«

Aber ich öffne noch einmal den gleichen Schrank für ihn, und siehe da, die Zuckerdose steht neben dem Tee. »Da ist sie schon.«

Er richtet sich hastig auf und wirft dabei eine Blumenvase um. Sofort bin ich mit einem Spüllappen zur Stelle und helfe ihm beim Aufwischen. Jetzt ist der Lappen unbenutzbar. »Wo ist denn Ihre Waschmaschine?«

»Oh, ich würde sagen, die ist ...« Wieder schaut er suchend um sich.

Ich öffne den Schrank neben der Spülmaschine und finde darunter die Waschmaschine.

»Ah, genau!«, sagt er erleichtert. »Sie kennen sich hier ja schon besser aus als ich. Ehrlich gesagt erledigt Joy in der Küche so gut wie alles«, gesteht er schuldbewusst, als hätte ich das nicht längst erraten. »Ich sag immer, ohne sie wäre ich verloren.« Es hört sich an, als bekäme dieser Satz plötzlich eine neue, ganz reale Bedeutung für ihn. Denn auf ihn wartet ein Leben ohne Joy, und es rückt immer näher.

»Wie geht es Joy?«, frage ich. »Sie macht einen sehr positiven Eindruck.«

»Joy ist eigentlich immer munter und gutgelaunt, jedenfalls solange andere Menschen um sie herum sind. Aber in letzter Zeit ist es für sie schwieriger geworden. Bis vor kurzem hatte sie eine Phase, in der sich praktisch nichts verändert hat, es ging ihr nicht schlechter, und wir dachten, vielleicht bleibt es so, aber dann wurde es doch schlimmer – und das schwächt den Körper natürlich.«

»Das tut mir sehr leid«, sage ich leise. »Für Sie beide.«

Er beißt die Lippen zusammen und nickt. »Aber ich weiß, wo die Milch ist«, sagt er dann plötzlich, wird lebendig und zieht eine Tür auf.



Ein Besen fällt heraus.

Wir lachen beide.

»Sie sollten jetzt aber wirklich zu Ihrem Termin gehen«, sagt er. »Ich weiß, wie das manchmal ist. Eine Warteliste nach der anderen, das Leben ist ein einziger Warteraum.«

»Alles gut.« Ich hebe den Besen auf, und mein Fluchtreflex ist verschwunden. »Ich kann warten«, sage ich leise, nur zu mir.

· / ·

Als ich mit dem frischen Tee zu der Gruppe zurückkomme, hat Bert deutlich an Kraft verloren. Vermutlich haben seine Medikamente für einen kurzfristigen Energieschub gesorgt, aber jetzt, nach einer Stunde, sieht er erschöpft aus. Als hätte er es vorausgesehen, ist inzwischen sein Betreuer eingetroffen, um ihn abzuholen.

»Wir können bei unserem nächsten Treffen ausführlicher darüber sprechen«, meint Bert, klopft sich heimlichtuerisch, aber schrecklich offensichtlich an die Nase und macht eine Kopfbewegung in Richtung Korridor, wo sein Betreuer sich mit Joe unterhält. Sein Kinn schwabbelt, wenn er sich bewegt. »Aber nicht bei mir zu Hause, sonst schöpft Rita Verdacht.«

»Wir können uns gern wieder hier treffen«, sagt Joy.

»Aber das ist unfair dir gegenüber, Joy«, wendet Paul ein.

»Ich übernehme Angelas Funktion, anders würde ich es gar nicht haben wollen«, beharrt sie, und es ist – zumindest für mich – ziemlich klar, dass sie aus mehr als einem Grund am liebsten zu Hause bleiben möchte.

»Passt«, sagt Bert. »Wie wäre es in zwei Tagen, um die gleiche Zeit? Wenn wir uns gleich morgen wieder treffen, wird Rita eifersüchtig auf Joy«, meint er mit einem Augenzwinkern. »Kommen Sie denn auch, Holly?«

Wieder starren mich alle an.

Ich sollte mich nicht in diesen Club ziehen lassen, ich möchte nicht mitmachen. Das kann nicht gesund sein.

Aber alle schauen mich an, voller Hoffnung und Erwartung. Ginikas kleine Tochter gibt ein Geräusch von sich, als versuche sie mich mit ihren fröhlichen Blubberlauten ebenso zu überzeugen wie die anderen. Sie ist sechs Monate alt, und an ihrem ersten Geburtstag wird ihre Mutter vielleicht schon tot sein.

Ich sehe diese Menschen an, diesen seltsamen, bunt zusammengewürfelten Haufen. Bert fällt das Atmen schwer, Joy nimmt sich mühsam zusammen. Ich weiß, wie kurz sechs Monate sein können, wie schnell sich alles verändern kann, wie rapide es mit der Gesundheit eines Menschen bergab gehen kann. In vierundzwanzig Stunden kann alles anders werden.

Ich habe einmal einen Artikel darüber gelesen, dass unsere Uhren regelmäßig angehalten werden, um unsere Zeit mit dem Universum zu synchronisieren. Da die Erdrotation unregelmäßig ist, wird zwischen 23:59:59 und 00:00:00 des folgenden Tages eine sogenannte Schaltsekunde in die koordinierte Weltzeit eingefügt, so dass wir genau genommen eine Sekunde geschenkt bekommen. Wenn es wieder einmal so weit ist, wird in Zeitungsartikeln und wissenschaftlichen Magazinen dann gern die Frage aufgeworfen, was in dieser einen Sekunde alles passieren kann und wie wir diese Extrazeit für uns nutzen können.

In einer Sekunde werden annähernd zweieinhalb Millionen E-Mails verschickt, das Universum dehnt sich um fünfzehn Kilometer aus, und dreißig Sterne explodieren. Eine Honigbiene kann zweihundertmal mit den Flügeln schlagen, die schnellste Schnecke kommt 1,3 Zentimeter vorwärts, ein

Gegenstand kann etwa fünf Meter fallen, und »Willst du mich heiraten?« kann ein Leben von Grund auf verändern.

Vier Babys werden geboren. Zwei Menschen sterben.

Eine Sekunde kann den Unterschied zwischen Leben und Tod bedeuten.

Gespannt starren die Clubmitglieder mich an, warten und hoffen.

»Geben wir ihr doch ein bisschen Zeit zum Nachdenken«, sagt Joy schließlich leise, aber ihre Enttäuschung ist nur allzu spürbar. Alle ziehen sich ein Stück zurück.

## Kapitel 3

Die Wut ist wieder da. Ich bin sauer, ich koche innerlich. Ich möchte schreien, die ganze Aufregung einfach rauslassen, wegweinen, sie loswerden, bevor ich nach Hause radele. Als könnte mein Fahrrad dieses zusätzliche Gewicht nicht aushalten, als würde es mit meinem sich ständig verändernden seelischen Gleichgewicht nicht zurechtkommen. Ich fahre ein Stück, bis Joys Haus außer Sichtweite ist, steige ab, lege das Rad auf den Boden, lehne mich an eine weiße, rau verputzte Mauer und gehe in die Hocke. Der »P. S. Ich liebe Dich«-Club ist nicht Gerry, aber diese Leute sind die Verkörperung seines Wegs, seines Kampfs, seiner Motivation. In meinem Herzen habe ich immer gespürt, dass der Zweck seiner Briefe darin bestand, mich ins Leben zurückzuführen, aber diese Menschen scheinen hauptsächlich von der Angst getrieben zu sein, sie könnten vergessen werden. Es bricht mir das Herz und macht mich gleichzeitig fuchsteufelswild. Denn Gerry, meine große Liebe, wärs *du* jemals auf die Idee gekommen, ich würde, ich *könnte* dich vergessen?

Vielleicht liegt die Wurzel meiner Wut in der Tatsache, dass

ich Ciara bei unserem Podcast angelogen habe. Ich habe behauptet, dass ich Gerry noch immer in meiner Nähe spüre. Natürlich werde ich ihn niemals vergessen, aber sein Bild verblasst. Obwohl er in den Geschichten, die wir uns erzählen, und natürlich in meiner Erinnerung weiterlebt, wird es immer schwieriger, mir den lebendigen, sich bewegenden und verändernden, aktiven Gerry zu vergegenwärtigen. Ich will ihn nicht vergessen, aber je mehr Zeit verstreicht, je mehr Neues ich erlebe, desto mehr werden die alten Erinnerungen verdrängt. Das Haus zu verkaufen, bei Gabriel einzuziehen ... Das Leben lässt nicht zu, dass ich stillstehe und mich erinnere. Nein. Ich habe die Entscheidung getroffen, dass ich mir nicht gestatte, stillzustehen und mich zu erinnern. Zu warten ... worauf? Auf eine Wiedervereinigung im Tod, von der ich nicht einmal mit Sicherheit weiß, ob sie überhaupt möglich ist?

»Hi«, ertönt neben mir eine Stimme, und ich springe erschrocken auf.

»Ginika, hi. Sie haben mir einen ordentlichen Schrecken eingejagt.«

Sie mustert mein Rad, mustert mich, wo und wie ich hier kauere. Vielleicht durchschaut sie mich, vielleicht ist ihr klar, dass ich mich zu verstecken versuche. »Sie kommen nicht mehr zur Gruppe, oder?«

»Ich habe doch gesagt, ich muss es mir überlegen«, antworte ich matt. Ich bin aufgewühlt, ich weiß nicht mehr, was zum Teufel ich überhaupt will.

»Nein. Sie kommen nicht mehr. Aber das ist okay. Es ist so wieso alles ziemlich seltsam, oder? Unsere Gruppe, meine ich. Aber sie gibt uns was zu tun. Wir können uns mit den Briefen beschäftigen und uns Gedanken über sie machen.«

Langsam atme ich aus. Auf Ginika kann ich nicht wütend sein.

»Haben Sie sich eigentlich auch schon etwas ausgedacht?«

»Ja.« Sie rückt Jewel zurecht, die auf ihrer Hüfte sitzt. »Aber es ist nicht so ... so smart wie bei den anderen.«

»Muss es doch auch nicht, Ginika, Hauptsache, es kommt von Ihnen. Wie sieht Ihre Idee denn aus?«

Verlegen schlägt sie die Augen nieder. »Bloß ein Brief. Ein einziger Brief. Von mir an Jewel.«

»Das ist wunderbar, finde ich. Perfekt.«

Sie scheint etwas sagen zu wollen, und ich mache mich auf alles Mögliche gefasst. Ginika wirkt entschlossen, sie ist stark und weiß, was sie will.

»Sie irren sich, wenn Sie meinen, dass man sich auf jeden Fall an uns erinnert, wenn wir tot sind. Jewel wird sich nicht an mich erinnern.« Sie drückt ihre Tochter fester an sich. »Sie wird sich an nichts von mir erinnern. Nicht daran, wie ich rieche, und auch sonst an nichts von dem, was Sie als Beispiel genannt haben. Es wird nie passieren, dass sie etwas anschaut und ihr plötzlich eine Erinnerung an mich kommt. Egal, ob gut oder schlecht. Es wird einfach niemals passieren.«

Sie hat recht. Das habe ich nie in Betracht gezogen.

»Deshalb muss ich für Jewel alles aufschreiben. Von Anfang an. Alles über mich, alles, was sie jetzt weiß, an das sie sich aber von selbst nicht erinnern wird, alles über sie als Baby, weil niemand da sein wird, der es ihr erzählen kann. Sie würde nichts davon erfahren, wenn ich es nicht für sie aufschreibe. Dieser eine Brief ist für den Rest ihres Lebens alles, was sie von mir hat. Deshalb muss er von mir sein, und es muss alles drinstehen, alles über sie und mich, alles über uns, alles, was nur wir beide wissen und woran sie sich nicht erinnern kann.«

»Das ist eine sehr schöne Idee, Ginika. Ich bin sicher, dass so ein Brief für Jewel sehr wertvoll sein wird. Genau das Richtige.« Das ist leicht dahingesagt angesichts dessen, was auf Ginika zukommt, aber ich muss irgendwie reagieren.

»Nur kann ich diesen Brief nicht schreiben.«

»Aber natürlich können Sie das.«

»Nein. Ich meine, ich kann nicht schreiben. Ich kann kaum lesen. Ich schaffe das nicht.«

»Oh.«

»Ich hab die Schule geschmissen. Ich konnte nicht ... mithalten.« Verlegen schaut sie sich um. »Ich kann nicht mal das Schild da oben lesen.«

Ich schaue zu dem Straßenschild, auf das sie deutet. Als ich ihr sagen will, dass dort »Sackgasse« steht, wird mir allerdings klar, wie unwichtig dieses Detail ist.

»Ich kann meinem Baby keine Gutenachtgeschichten vorlesen. Ich kann nicht lesen, was auf meinen Medikamenten steht. Ich kann die Papiere vom Krankenhaus nicht lesen, keine Wegbeschreibungen, nicht, wo der Bus hinfährt. Ich weiß, dass Sie klug sind und alles, also können Sie sich das wahrscheinlich nicht vorstellen.«

»In Wirklichkeit bin ich überhaupt nicht klug, Ginika«, erwidere ich mit einem bitteren Lachen. Denn wenn ich klug wäre, hätte ich die Gruppensitzung heute gemieden und säße jetzt nicht dermaßen in der Klemme. Wenn ich klug wäre und klar denken könnte, statt im Nebel rumzustochern, wüsste ich genau, was als Nächstes zu tun ist, ich würde nicht emotional total blockiert hier an der Wand lehnen, sondern als erfahrene Erwachsene einer jungen Frau mit Rat und Tat zur Seite stehen. Aber jedes Mal, wenn ich Tipps geben und inspirierende Vorschläge machen möchte, greife ich ins Leere – viel zu sehr

damit beschäftigt, meine eigenen Flügel zu putzen und funktionsfähig zu machen, als dass ich einer jungen Frau das Fliegen beibringen könnte.

»Ich bitte nicht um Hilfe«, erklärt Ginika stattdessen. »Ich habe mein Leben immer allein auf die Reihe gekriegt. Ich brauche niemanden.« Schwungvoll setzt sie Jewel auf die andere Hüfte. »Nur für den Brief brauche ich Hilfe«, stößt sie hervor, und ich merke, wie schwer ihr das fällt.

»Warum bitten Sie nicht jemanden aus Ihrem Club, den Brief für Sie zu schreiben?«, frage ich in dem Versuch, mich aus der Verantwortung zu stehlen. »Joy würde das bestimmt sehr gut machen. Sie könnten ihr erzählen, was drinstehen soll, und sie schreibt es genauso auf, wie Sie es wollen. Sie können ihr vertrauen.«

»Nein, ich möchte den Brief selbst schreiben. Ich möchte schreiben lernen, damit ich diesen Brief schreiben kann, für Jewel. Damit sie später weiß, dass ich etwas wirklich Gutes für sie getan habe. Ihr zuliebe. Außerdem möchte ich niemanden aus der Gruppe fragen – die meinen es alle gut, aber sie haben keine Ahnung. Deshalb frage ich *Sie*.«

Ich starre sie an, überwältigt, wie gelähmt. »Sie wollen also, dass ich Ihnen das Schreiben beibringe?«, hake ich nach.

»Können Sie das?« Mit ihren großen, tiefen braunen Augen schaut sie mich flehend an.

Ich habe das Gefühl, dass ich ja sagen sollte, und gleichzeitig weiß ich, dass es nicht gut wäre.

»Kann ich ...«, beginne ich nervös, aber dann schalte ich meine Gefühle aus, denn der Wunsch, mich zu schützen, ist übermächtig. »Ich möchte gern in Ruhe darüber nachdenken.«

Sofort lässt Ginika die Schultern sinken, ihre Haltung wird schlaff. Mich um Hilfe zu bitten hat sie viel Überwindung



gekostet. Sie musste ihren Stolz hinunterschlucken, und ich egoistischer Feigling kann mich nicht dazu überwinden, ja zu sagen.

Ich weiß, es ist langweilig, ich weiß, es ist nervtötend, nach der ganzen langen Zeit so etwas zu sagen, wo doch alles gut läuft und ich mich von meinem Dasein als arme Witwe längst verabschiedet und weiterentwickelt habe, aber gelegentlich bringt mich etwas so aus der Fassung, dass mein gesamtes Seelenleben aus dem Gleichgewicht gerät. Ich falle in einen Zustand zurück, den ich längst überwunden zu haben glaubte, und plötzlich versinke ich in meinem Kummer, als wäre Gerry gerade erst gestorben.

Als Gerrys liebster Star-Wars-Becher zerbrochen ist zum Beispiel. Als ich unsere Bettwäsche ausrangiert habe. Als seine Klamotten endgültig aufhörten, nach ihm zu riechen. Als die Kaffeemaschine kaputtging, um die wir jeden Tag rotiert waren wie zwei Planeten um die Sonne. Kleine Verluste mit gewaltigen Auswirkungen. Sicher, wir alle haben unsere Schwachpunkte, die uns plötzlich und unerwartet aus der Bahn werfen, selbst wenn wir eigentlich sanft und glücklich durchs Leben segeln. Für mich war es das Treffen mit dem Club. Und das tut weh.

In solchen Fällen ziehe ich mich instinktiv zurück, ich igele mich ein, aber verstecken oder weglaufen kommt für mich nicht in Frage. Probleme sind exzellente und gnadenlose Spürnasen, die ihr Opfer überall aufzustöbern wissen. Nichts lieben sie mehr, als es mit ihren spitzen scharfen Zähnen in die Enge zu treiben, sie sind Raubtiere, unerbittliche Jäger. Wenn du dich vor ihnen versteckst, spielst du ihnen nur in die Hände, denn du machst sie noch stärker und gibst ihnen zusätzlich Macht über dich. Du kannst ihnen nur direkt entgetreten,

aber nach deinen eigenen Bedingungen, auf deinem eigenen Territorium.

Ich suche einen Ort auf, wo ich anerkenne, was passiert, und das Problem bearbeite. Dabei erbitte ich Hilfe, und zwar von mir selbst. Schließlich weiß ich, dass ich die Einzige bin, die mir wirklich helfen kann, das liegt in der Natur des Menschen. Dann sendet mein aufgewühltes Inneres eine Botschaft an meine Wurzeln, tief in die Erde zu greifen und mich zu stabilisieren.

Als ich mich mit klopfendem Herzen und zittrigen Beinen von Ginika verabschiede und mich wieder aufs Fahrrad schwinge, fahre ich nicht nach Hause. Wie bei einer Brieftaube führt mein innerer Kompass mich zum Friedhof, zu den Urnen des Kolumbariums. Dort lese ich die vertrauten Worte des Spruchs, den Gerry so mochte, und frage mich, wie und wann die Vergangenheit angefangen hat, Jagd auf mich zu machen. Wann ich angefangen habe, vor ihr wegzulaufen, und in welchem Moment sie mich erwischt hat. Ich frage mich, wie all das, was ich mir so hart erarbeitet habe, so plötzlich zusammenbrechen konnte.

Verdammt, Gerry. Du bist zurückgekommen.